

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XVIII. JAHRGANG 1941

10.

HEFT / OKTOBER

WANDERUNGSDRUCK IN ASIEN

Ege: Streiflichter vom finnisch-russischen Krieg

Haushofer: Groß-Ostasien als Wunschziel

**Fochler-Hauke: Jüngere Wanderungsbewegungen
und Umvolkungsvorgänge in Asien**

Habermeyer: Brief aus Argentinien

Baumgartner: Grenzsetzungskunde

Berichte — Kurznachrichten — Späne — Schrifttum

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

Dr. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480 444

SCHRIFTFLEITUNG:

Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfbrunnenweg 36

Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten

XVIII. JAHRGANG / HEFT 10 / OKTOBER 1941

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

<i>Friedrich Ege: Streiflichter vom finnisch-russischen Krieg</i>	537—542
<i>Karl Haushofer: Groß-Ostasien als Wunschziel</i>	543—546
<i>Gustav Fochler-Hauke: Jüngere Wanderungsbewegungen und Umvolkungsvorgänge in Asien</i>	547—559
<i>Hans Habermeyer: Brief aus Argentinien</i>	560—561
<i>Franz Baumgartner: Grenzsetzungskunde</i>	562—574

BERICHTE

<i>***: Streiflichter auf den atlantischen Raum</i>	575—579
<i>Karl Haushofer: Bericht aus dem indopazifischen Raum</i>	579—584
<i>Kurznachrichten</i>	584—586

SPÄNE

<i>Wolfgang Schwarz: Auf dem Wege zu einer Deutschen Weltmacht</i>	586—587
<i>Der Vatikan nach dem 22. Juni</i>	587—589

SCHRIFTTUM

<i>Karl Haushofer: Eindeutige Standpunkte auf Geopolitischem Boden</i>	589
--	-----

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES:

Professor Dr. Franz Baumgartner, Graz/Stmk., Humboldtstraße 28^{II} – Friedrich Ege, Helsinki-Lauttasaari/Finnland – Dr. Gustav Fochler-Hauke, München, Geibelstraße 15^{III} – Hans Habermeyer, Anschrift durch den Verlag – Professor Dr. Karl Haushofer (AfG), München O 27, Kolberger Straße 18 – Wolfgang Schwarz, Berlin-Grünwald, Zikadenweg 10

***, Anschrift durch den Verlag

Die Bezeichnung der (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Preis: Vierteljahr RM 5.50 / Studenten u. Mitglieder d. AfG. RM 4.40 / Einzel RM 2. – /Jahrg. m. Inhaltv. RM 22. – Gebunden (2 Bände) RM 28. – / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2. –

Postcheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag / LUDWIGSHAFEN 124 61 / Wien 559 18

Abbestellungen können nur anerkannt werden, wenn sie bis spätestens einen Monat vor Ablauf eines Vierteljahres dem Buchhändler bzw. dem Verlag bekanntgegeben werden.

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

FRIEDRICH EGE

Streiflichter vom finnisch-russischen Krieg

Bilder von einer ostkarelischen Frontreise

I. Was ist Karelien?

Karelien, die östlichste Landschaft Finnlands und Grenzgebiet gegen die Sowjetunion, ist von alters her ein Kampfplatz gewesen, stoßen doch hier im engeren Sinne zwei Welten zusammen: der Westen und der Osten. Nicht umsonst trägt das karelische Wappen zwei gegeneinander zum Hieb erhobene Arme: links der gepanzerte Arm mit dem geraden Schwert des Westens und rechts der krumme Säbel des Ostens. Durch den Frieden von Moskau im März 1940 mußte ein großer Teil dieser Landschaft samt der Hauptstadt Viipuri/Viborg abgetreten werden.

Zwischen dem Ladogasee und dem Finnischen Meerbusen verengt sich das Festland gegen die finnisch-sowjetrussische Grenze bis auf etwa 60 km. Diese sogenannte Karelische Landenge ist der uralte Einwanderungsweg bei der Besiedelung Finnlands. In der Nähe dieser Grenze liegt Leningrad, dessen Einwohnerzahl größer ist als die von ganz Finnland. Hier auf dieser schmalen Landenge war einer der heiß umstrittensten Frontabschnitte während des letzten Winterkrieges.

Die finnische Landschaft Karelien liegt um den nördlichen Teil des Ladogasees, um sich dann nach Norden hinzuziehen. Hier stoßen wir auf eine Landschaft, die in Europa ihresgleichen sucht: riesige urwaldhafte Wälder mit mächtigen Tannen in einer grenzenlos einsamen, menschenleeren Wild- und Ödmark, wo wir heute noch auf Bären, Wölfe, Luchse treffen.

Große stattliche Bauernhöfe in ihren für Karelien charakteristischen Formen: aus runden Stämmen oder Balken zusammengefügt, Haus, Stall und Scheune gewöhnlich unter einem Dach, liegen landeinwärts. Bis zur kleinen Wohnhütte, die mit ihren silbergrau schimmernden Balken einsam in der Einöde steht, finden wir alle möglichen Arten von Siedlungen, finden wir Wohlstand und Armut, aber immer den unbeugsamen Willen, dieses brennende Grenzland zu kultivieren, um mehr und mehr Ackerland aus Wald und Sumpf herauszuholen. Jeder noch so kleine und arme Siedler in diesem Grenzgebiet ist ein tapferer, unbekannter Soldat im friedlichen Kampf mit der Natur.

Über der Naturwelt Kareliens liegt ein besonderer Zauber: die Weite der Landschaft mit ihren ausgedehnten Bergzügen, die vielen Seen und Flüsse — das alles ist überzogen von einer schwermütigen Stimmung. Ganz im Gegensatz zu dem Menschen, der hier lebt. Der Karelrier ist der Antipode des schweigsamen, schwerblütigen Westfinnen: er ist heiter und frohgelaunt, spricht und erzählt, ist leichtlebiger und leichtblütiger als sein schweigsamer Bruder des Westens.

Karelien spielt hinsichtlich der Volkskultur eine entscheidende Rolle im finnischen Kulturleben. Hier haben sich die Gesänge des Kalewala mündlich von Generation zu Generation vererbt, und hier hat sie auch vor 100 Jahren Lönntrot aufgezeichnet. Hier haben die Maler, Bildhauer, Dichter, Musiker, Architekten und die Kunstgewerber ihre stärksten Anregungen bekommen.

Daneben wurde hier im Osten im Laufe der Selbständigkeit Finnlands ein großzügig angelegtes modernes Industriezentrum an den Stromschnellen des Vuoksen,

einem Abfluß des Saimaasees in den Ladogasee, gebaut: große Zellulose- und Papierfabriken, ein Kupfer- und ein Eisenwerk, eine Rohrzuckerfabrik, eine Kunstseidenfabrik, Leichtmetallwerke u. a. Auch von dieser „Finnischen Ruhr“ fiel ein großer Teil durch den Frieden an Sowjetrußland, das in den ersten Tagen dieses neuen Krieges mehrere der Fabrikanlagen durch angelegte Feuer vernichtete.

So stößt in der finnischen Landschaft Karelien altes Kulturgut mit dem Pulschlag moderner Industrieanlagen zusammen.

Im jetzigen Krieg gegen die Sowjetunion ist die ostkarelische Frage wieder aktuell geworden. Es handelt sich dabei um das Gebiet jenseits der finnischen Grenze bis zum Weißen Meer und in Richtung zur Kolahalbinsel. Hier sitzt von alters her eine karelische Bevölkerung mit derselben Lebensweise wie in Finnisch-Karelien. Geologisch, ethnographisch, wie in der Fauna und Flora und in geopolitischer Hinsicht bildet es eine Einheit mit dem übrigen Finnland. Als im Jahre 1617 die finnisch-russische Grenze mitten durch Karelien hindurch festgelegt wurde, zog ein großer Teil der Karelrier von finnischem Gebiet hinüber ins russisch gewordene Ostkarelien, da sie als Griechisch-Orthodoxe mit der schwedischen (lutherischen) Herrschaft unzufrieden waren. So kam ein neuer Zustrom aus Finnland.

Die Sowjetunion hat zwar versucht, durch Ansiedlung einer rein bolschewistischen Bevölkerung und Vertreibung von Kareliern ins Innere, eine Sowjetisierung Kareliens durchzuführen, aber der Erfolg blieb aus.

Es wird im Verfolg der gegenwärtigen Auseinandersetzungen möglich sein, daß das gesamte karelische Gebiet, das eine eindeutige Einheit darstellt und mit den westfinnischen Stämmen zusammen das Gesicht *Suomis* bedingt, vereinigt wird.

II. Vom finnischen Soldatentum

Der finnische Mensch wird von Natur aus zum Soldaten erzogen. Er weiß, daß die eigene Kraft der sicherste Schutz des einzelnen wie der Nation ist. Der unablässige Kampf mit der Natur und den Naturgewalten, der von jeher das Leben des Finnen ausfüllt, bildet die Grundlage seiner soldatischen Eigenschaften: Ausdauer, Zähigkeit, Unerschrockenheit, das Verwachsensein mit dem Gelände, sein angeborener Orientierungssinn und sein Draufgängertum. Die großen Entbehnungen und Mühen des Kampfes ums Dasein schenken ihm einen kämpferischen Lebensgeist und eine kraftvolle Lebenshaltung. Wenn der Finne an Stelle des Pfluges das Gewehr in die Hand nimmt, so strömt dieselbe Kraft, derselbe „*Sisu*“ in die Faust: das selbstverständliche lebendige Bewußtsein, mit der letzten Energie das Letzte aufzubieten, um sich nicht vom Feind unterkriegen zu lassen.

Wenn man als Ausländer den Krieg in Finnland miterlebt, ist man aufs tiefste ergriffen von dieser selbstverständlichen Einsatzbereitschaft jedes einzelnen. Still und schweigend, ohne viel Worte zu machen, tut jeder seine Pflicht. Jeder einzelne ist die Kaltblütigkeit, die absolute Ruhe und die Selbstdisziplin selbst. „Wir müssen alle wie Stahl dastehen, wir machen uns nichts vor und überschätzen unsere Kraft nicht, aber wir tun, was wir nur können, und wir tun es mit all unsrer Verbissenheit. Wie es geht, wissen wir nicht, wir sind auf alles gefaßt!“ So sprechen die einfachen finnischen Menschen. Und dieses Gefaßtsein schafft eben die Atmosphäre der Ruhe und Entschlossenheit auch im Kriege.

Weil jeder einzelne durch die Tradition zu einem kämpferischen Menschen er-

zogen wird, liegt die große Schlagkraft des finnischen Heeres in der größtmöglichen selbständigen Bewegungsfreiheit kleiner und kleinster Abteilungen. Daher ist es möglich, daß der Finne durch die qualitative Überlegenheit des einzelnen sich gegen die Massen des jahrhundertealten russischen Feindes wehren kann; die unvergänglichen Taten im letzten Winterkrieg sind ein leuchtendes Beispiel für das finnische Soldatentum.

Das Hauptmerkmal des finnischen Soldatentums ist aber, daß das ganze Volk davon erfaßt wird: nicht nur die wehrfähigen Männer, sondern ebenso die Frau und die Jugend. Auch das ist das Ergebnis uralter Gegebenheiten: in dem kleinen Volke muß jeder einzelne, ob Mann oder Frau, ob Erwachsener oder Jugendlicher, aktiv mit dabei sein, wenn die Freiheit der Heimat verteidigt werden muß.

Neben den Soldaten stehen die Lottas, die die vielen waffenlosen Arbeiten verrichten, so bei der Luftbeobachtung im weiten Lande, in der Verpflegungsorganisation des Heeres, bei der Verwundeten- und Krankenpflege, bei der Fürsorgearbeit in der Heimat, um, wo es geht, männliche Kräfte freizumachen. Die beiden anderen großen Frauenorganisationen der Marthas und der Landfrauen haben vor allem die Riesenaufgabe der Betreuung der landwirtschaftlichen Heime, wo jetzt auf den Frauen die ganze Last der Erntearbeiten liegt. Aber die finnische Frau hat von jeher als unermüdliche Kämpferin auf ihrem Platz gestanden und den Hof mit starker Hand geleitet, solange der Mann und die Söhne an der Front standen. So auch heute. Und immer: selbstverständlich, instinktiv. Auch die Schuljugend ist in weitestem Maße mit eingespannt in die große Heimatfront: sei es als Meldegänger, als landwirtschaftliche Arbeitshilfe im Stalle oder auf dem Felde. Sie alle sind von Jugend an Soldaten; der Geist eines echten, lebendigen Soldatentums ist dem finnischen Volk in Fleisch und Blut übergegangen.

Und wir erleben heute wieder, daß das finnische Volk ein typisches Siedlervolk ist. So wie der einzelne Siedler für sich allein in der weiten Wildnis mit den Naturgewalten fertig werden muß und es auch wird, so bildet die finnische Nation im Kriege eine Volks- und Frontgemeinschaft, die auch diesen Krieg, wie den letzten Winterkrieg, zu dem macht, was er in seinem tiefsten Grunde ist: ein Volkskrieg als Ausdruck des finnischen Soldatentums.

III. Mit den finnischen Truppen nach Ostkarelien hinein

An der finnischen Nordfront, etwa 60 km tief in Rußland, stehen wir vor dem Zelt eines finnischen Divisionskommandeurs. Auf dem Wege dorthin, der von den Sowjets gebaut ist, kamen wir an einer Inschrift vorbei, die in russischer Sprache von dem „Wegebauer“ berichtet: „Dieser Weg wurde in erstklassiger Weise im Jahre 1939 gebaut.“ Wenn man bei vollkommener Trockenheit mit Benzin etwa 7 Stunden zu dieser Strecke braucht, obwohl die finnischen Pioniere den Originalweg schon sehr verbessert haben, besagt das genug. Der finnische Oberst teilte uns mit, daß heute mittag die Bolschewisten fluchtartig ihre Stellungen verlassen hätten, sich in Richtung Uhtua zurückziehen, und daß die finnischen Truppen die Verfolgung des Feindes aufgenommen haben.

Drei Tage lang wurde hier hart gekämpft, und die Sowjettruppen hielten sich zähe bis zuletzt. Sie hatten an diesem Abschnitt Panzerangriffe erwartet, hatten in umfangreichem Maße Minen gelegt und viel Pak aufgeboden. Nicht nur zu beiden Seiten des einzigen Weges und an all den kleinen Knüppelbrücken lagen Minen, sondern ganze Minenfelder wurden auf offenem Gelände schachbrettartig angelegt. Auf einer Strecke von 20—25 km war der Weg an 16 Stellen gesprengt und eine

7 km lange Minensperre (umgeschlagener Wald mit Minen darunter) gebaut. Da die Feinde ja wissen, wie schlecht ihr eigener Weg ist, waren sie der Meinung, daß die Finnen hier unmöglich Artillerie einsetzen könnten. Als dann plötzlich eine schwere Haubitzenbatterie und einige leichtere Batterien ihr Zerstörungsfeuer auf ihre Stellungen losließen, waren die Bolschewisten überrascht und gaben die Stellungen auf.

Artillerie, Minenwerfer und die Maschinenpistole sind die ausschlaggebenden Waffen in diesem Gelände. Da es sich gewöhnlich um Nahkämpfe von 40—50 m handelt, ist die Maschinenpistole die beste Waffe.

Eine Truppenlandung, die erste in der finnischen Kriegsgeschichte, konnte vollkommen unbemerkt von den Sowjets durchgeführt werden, indem drei Bataillone Infanterie und einige leichte Batterien über einen See 8 km transportiert wurden, die die Aufgabe hatten, dem hier liegenden Gegner den Rückzug abzuschneiden — was auch geschah. Eine Aktion mit kleinen Motorschnellbooten, und zwar in etwa 50 km Entfernung von einem sowjetrussischen Flugplatz! Die finnischen Truppen haben sofort die Verfolgung aufgenommen und sind in dem gebirgigen Gelände bei der einzig vorhandenen und schwer unterminierten Straße Tag für Tag unablässig vorgerückt in Richtung Uhtua. Für Panzerwagen ist das Gelände ganz ungeeignet.

IV. Diesseits und jenseits der finnischen Grenze

Das größte und wohl auch entscheidende Erlebnis, das wir bei einer Frontreise zu den finnischen Truppen über die finnisch-sowjetrussische Grenze hinüber haben, ist der Unterschied in der gesamten Lebensform hüben und drüben der blauweißen Grenzpfähle. Überwältigend tritt das bei der Rückreise zutage, wenn die Eindrücke vertieft werden. Fährt man einige Tage in dem von den finnischen Truppen eroberten Ostkarelien umher, hat man zunächst nicht das Gefühl, auf fremdem Boden zu sein: es ist genau dieselbe zauberhafte Landschaft mit den vielgestaltigen Seen, den unermeßlich großen Wäldern und den charakteristischen, weit auslaufenden, flach granitnen Bergrücken, und ebenso die weithin unbewohnte Wildnis.

Nun betrachten wir aber die karelischen Siedlungen auf der russischen Seite. Braungrau schimmern die Höfe, die häufig auf einer flachen, offenen Kuppe in einiger Entfernung voneinander liegen. Die Häuser sind aus Balken errichtet, mitunter auch aus runden Stämmen. Aber wohin wir auch kommen, sie alle tragen schon äußerlich den Stempel des allmählichen Zerfalls, des Verwahrlosens. Wo etwas an einem Gebäude zu reparieren ist, wird es vom Bewohner „geflickt“. Geht eine Fensterscheibe entzwei, setzt man kurzerhand ein Stück Pappe von einem alten Karton hin. Befindet sich am Hauseingang ein kleiner Vorbau, ist er häufig aus Altersschwäche aus den Fugen gegangen und hängt nun windschief an der Hauswand. In kleinen wie in großen Dingen sieht es armselig aus, primitiv. Wenn wir in die Häuser hineinschauen — die Bewohner sind zum Teil wieder zurückgekommen, sie hatten sich im Walde versteckt —, überkommt uns ein Grausen. Unhygienisch ist noch kein Ausdruck dafür. Die Häuser sind nicht einmal klein, sie sind im Ausmaß im allgemeinen größer als die der finnischen Kleinbauern, aber vollkommen ungepflegt wie die Menschen selbst. Man sieht keinen Neubau, keinen neuen Hof, nur Alter, Zerfall. Aber wir verstehen es, wenn einer der alten Bewohner uns erzählt, daß nicht nur für Neubauten, sondern auch für jede Reparatur eine Steuer bezahlt werden muß.

Kommt man aber auf dem Rückweg über die finnische Grenze zurück, offenbart sich mit einem Schlage, was alte Kultur und neue Lebensformen erreichen können. Sofort begann eine ausgezeichnete Straße mit bester Unterlage, und wir konnten im 100-km-Tempo ganz bequem dahinrasen, obwohl wir noch einen Verwundeten mit 11 Granatsplittern im Leib im Wagen hatten.

Ist der Wald auf der sowjetrussischen Seite in einer vollkommen ungepflegten Verfassung, obwohl es mitunter einen prachtvollen und starken Tannenbestand gibt, so sieht man auf der finnischen Seite sofort die planmäßige, gepflegte Waldwirtschaft. Unmittelbar an der Grenze steht ein kleiner finnischer Bauernhof: ein schmuckes Haus, frisch rot gestrichen mit weißen Kanten. Die Menschen sind sauber gekleidet und sehen gepflegt aus. Man kann sich im Auslande schwer eine Vorstellung von diesem Unterschied machen. Wenn man, von der UdSSR. kommend, durch genau die gleiche Gegend mit genau denselben Lebensbedingungen über die Grenze fährt, glaubt man zunächst, auf der finnischen Seite traumverloren durch ein Idyll zu gleiten, so stark ist der gegensätzliche Eindruck.

In den Stuben auf der Sowjetseite sind die Wände mit der sowjetrussisch-finnischen Ausgabe der „Prawda“ tapeziert; einige Plakate mit Parolen hängen an den Wänden. Selbstverständlich gibt es auch auf der finnischen Grenzseite Armut, aber trotz Armut überwiegt doch das Streben nach Sauberkeit und Ordnung. Man spürt die planmäßige Arbeit zur Verbesserung der sozialen Verhältnisse. Und ständig stoßen wir auf der finnischen Seite auf neue Bauernsiedler in der Wildmark. In den Kolchosen auf der bolschewistischen Seite haben wir nirgends größere zusammenhängende Anbauflächen als bei jedem finnischen Bauern gesehen.

V. Bild eines sowjetrussisch-karelischen Kolchosendorfes

Vuokkiniemi ist ein ostkarelisches Dorf auf der bisherigen sowjetrussischen Seite (etwa 45 km Luftlinie von der finnischen Nordostgrenze entfernt). Es liegt inmitten einer überwältigend weiträumigen, hügeligen Ödmarklandschaft an der Westseite des riesigen Kuitti-Sees. Das Dorf ist sehr ausgedehnt und besteht aus kleineren Einzelhöfen, die alle von den Sowjets zu einem Kolchos zusammengeschlossen wurden. Als die Bolschewisten abzogen, blieben in dem unzerstörten Teil des Dorfes nur wenige Menschen zurück, um das Vieh im großen Kolchosviehstall zu pflegen. Soweit die Bevölkerung nicht mitgeschleppt wurde, versteckte sie sich im Walde; jeden Tag kommen mehr Menschen zurück, hauptsächlich Frauen, Kinder und alte Männer. Alle wehr- und arbeitsfähigen Männer dienen entweder im Sowjetheer oder sind in die Flößereibrigaden gesteckt worden. Auf einer kleinen Anhöhe steht ein kirchenartiges Gebäude aus Holz, der „Rote Klub“. Seine Räume sind über und über mit Parolen auf roten Stoffstreifen oder Plakaten versehen. Der Teil des Dorfes, der an der einzigen Land-„Straße“ liegt, ist beim Abzug der Bolschewisten vollkommen zerstört worden.

Das ganze Dorf umfaßt etwa 95 Familien mit rund 450 Personen. Wir finden nur alte Gebäude, die mehr und mehr zerfallen. Neue Bauernhäuser gibt es nicht. Jede Familie, ob groß oder klein, durfte nur eine Kuh für sich selbst halten. Diese Kleinbauern besaßen gewöhnlich kein Stückchen Land, konnten also nicht einmal Kartoffeln für den Eigenbedarf anpflanzen. Hatte ein Bauer ein Stück Land, das er für sich selbst bebaute, so mußte er dafür hohe Steuern bezahlen,

z. B. für nur 300—400 qm Kartoffelacker 1 Schaf per Jahr. Schafe durften die Bauern halten, aber den größten Teil der Wolle mußten sie abliefern.

Weder die hier liegenden Sowjettruppen noch die Zivilbevölkerung wußten, daß Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion ist. Wohl hat jedes Haus einen Lautsprecher, aber das ganze Dorf hatte nur eine zentrale Empfangsstation, die bei Kriegsausbruch abgebrannt war. Als die finnischen Truppen ins Dorf kamen, hatten die Bewohner keine eigenen Lebensmittel. Da jedoch im Kolchoslager noch etwas Mehl vorgefunden wurde, konnte dies an die Bevölkerung ausgeteilt werden. In den 20 Jahren der Sowjets hatte die Bevölkerung nicht das Recht, selbst Getreide zu mahlen, alles Getreide mußte abgeliefert werden. Nur das fertige Brot durften die Bauern kaufen, nicht einmal selbst backen. Als die Bevölkerung von den Finnen die Erlaubnis erhielt, mit Netzen Fischfang zu betreiben, war sie sehr verwundert, denn unter den Sowjets durfte sie nur mit der Angel fischen. Im Dorf gab es wohl einen kleinen Laden, aber im allgemeinen nur Wodka und Bonbons zu kaufen, weder Kleidung noch andere notwendige Sachen.

Der Tag war restlos mit Arbeit für das Kolchos ausgefüllt, von morgens sechs Uhr bis spät in den Abend. Außerdem mußte jede Person zwischen 17 und 60 Jahren eine festgesetzte Zeit im Jahre in Form eines Arbeitsdienstes ohne jede Entschädigung für den Staat arbeiten. So hatten diese Menschen keine Zeit, auch nur irgendwelche Arbeit für die Pflege des Heims aufzuwenden. Vom Kolchos bekamen sie die Entlohnung zum Teil in Geld, zum Teil in Naturalien.

In der russischen Propaganda wurde immer auf die großen Sägewerke hingewiesen, die die Sowjets in Ostkarelien errichtet hätten. Hier in Vuokkiniemi sollte es eines der größten geben. Nun, wir haben es mit eigenen Augen gesehen. Falls unser Begleiter uns nicht darauf aufmerksam gemacht hätte, niemand von uns hätte es bemerkt! Wir sahen ein Haus von vielleicht 15 m Länge und 8 m Breite mit einem schmalen Blechrohrkamin — ein ganz bescheidenes kleines Sägewerk, nichts weiter.

Die Schule des Dorfes ist ein verhältnismäßig großer Holzbau mit zwei Stockwerken. Es wurde dort finnisch, karelisch, russisch und in letzter Zeit auch deutsch gelehrt. Die Schüler erhielten teilweise Kleidung und Essen. Daneben stehen die zwei Wohnhäuser für die Lehrer, eines war unfertig. Sie stellen die neuesten Wohntypen dar. Das fertige dieser kleinen Wohnhäuser hatte eine Wohnung von einem Zimmer und eine andere Wohnung mit zwei kleineren Zimmern. Wie in den anderen Häusern sind auch diese Zimmer mit der „Prawda“ bzw. der finnischen Ausgabe „Totuus“ tapeziert. Die Häusertypen sind überaus bescheiden und primitiv, was besonders auch bei der einzigen hygienischen Einrichtung, dem einen stillen Ort für beide Wohnungen, in die Augen fiel. Auch einen Friedhof entdeckten wir: am Abhang eines kleinen Gehölzes zwischen den Tannen liegen die Gräber ohne jede Pflege, ohne Schmuck und ohne Anlage. Nur ein kleiner Holzpfeiler steht da — lieblos und kalt.

Nach den Leihkarten in der „Roten Dorfbibliothek“ zu schließen, interessierte sich die Bevölkerung wenig für die neuen Lehren, denn bei vielen der grundlegenden politischen und antireligiösen Büchern konnten wir selbst feststellen, daß sie nicht von einem einzigen Menschen des Dorfes gelesen wurden.

Nun bestellen finnische Soldaten die Kolchosfelder, solange die blühenden und reifenden Äcker noch verwaist stehen; einige Lottas geben den zurückgekommenen Kindern behelfsmäßig Unterricht.

Keine Eisenbahn, kein Omnibus führt zu diesem und anderen Dörfern. Vollkommen abgeschlossen ohne Verbindungen liegen sie da. Es ist eine ungeheure Aufbauarbeit vonnöten, um die Lebensform dieser Bevölkerung der des übrigen Finnland anzugleichen.

KARL HAUSHOFER

Groß-Ostasien als Wunschziel

Großostasien als Umrißbild einer besonderen raumpolitischen und Kultur-einheit der Monsunländer, das seinen breiten Schatten über den eigenen Teilraum der Erde von den Inselkränzen im Pazifik gegen Sonnenaufgang bis zu den Gebirgsrändern Hochasiens gegen die Turkmenensteppe, vom Amurland bis Indonesien und weit hinüber ins Abendland und den Orient warf, ist ein uralter Wunschtraum, Werbe- und Arbeitsgegenstand der Weltgeschichte. Es ist nicht erst eine späte imperialistische Erfindung, wie die Begründungen angloamerikanischer und russischer Vormachtwünsche über ganze Erdteile oder den Planeten mit seinen sieben Meeren.

Hinter der Europa-Asien-Gegenüberstellung der früheren Kulturmächte des Abendlandes dämmert aus Schiffersagen, den Wandermärchen von Festlandkarawanen und Räuberwegen das Bewußtsein eines größeren Asien hinter der bekannten Asia minor; die Ahnung einer „Asia Major“ jenseits des persischen Großreiches, der Skythen und Inder, ist Altbesitz der Überlieferung. Sie verdichtete sich immer mehr zum Bewußtsein eines wohlorganisierten Raumes, aus dem Seide, Edelsteine, Luxusgüter und seltsam geformte Schiffe kamen, auch wohl welterschütternde Reiterstürme hervorbrausten, darin unwahrscheinlich große Menschenzahlen lebten. Die Ränder Großostasiens hatte Ktesias, der Leibarzt des Artaxerxes, den Hellenen beschrieben; aber vorher schon war Kyros an ihnen gescheitert, hatten die Schiffe der Ägypter sich mit ihnen in Aden und Sokotra und im Lande Punt getroffen, das die Chinesen kannten. Der Alexanderzug, die Monsunreiter (Hippalos) hatten sie gesucht, die Indusmündung und Ceylon als Umschlagplatz erreicht; schließlich war aus wohlverstandenen und mißverstandenen Schiffergerede das Weltbild des Ptolemäos bis Malakka und Manila, zur Yangtsemündung ausgestreckt, wie das Hennig beschrieben hat.

Damit war Großostasien aus einem Traumbild des Abendlands zu einer erreichbaren Wirklichkeit geworden, und schon Plinius beklagte die Golddrainage des Mittelmeerraumes durch die Luxusgüter, die von dorthier kamen, und bei Großostasiens Neigung zu Autarkie und Edelmetallhortung Rom und Hellenenwelt zwangen, ihre negative Handelsbilanz in barem Gold zu decken. Aber auch Großostasien streckte gelegentlich seine Hände nach dem Abendland aus und kam dabei bis nahe an Iran (Pantschao) und zur See bis Ostafrika.

Im allgemeinen aber hielten sich die Monsunländer mehr als Westurasien an den im ganzen indopazifischen Raum vorwaltenden zentripetalen, weniger expansiven Zug des „Sichselbstgenügens“ in ihrem durch Wüsten und Hochgebirge abgegrenzten, klimatisch und anthropogeographisch mit seinen farbigen Hochkulturvölkern einheitlichen Lebensraum, der große Volksdichten auch ohne Industrialisierung im Gangesland, in den Stromebenen Chinas und um die japanische Inlandsee begünstigte. Neben der Gemeinschaft des niederschlagreichen Klimas mit seinen regelmäßig im Sommer feucht landeinwärts wehenden Winden (Südwestmonsun) und der ebenso regelmäßigen Festlandatmung seewärts im Winter, der gemeinsamen Reiskultur und Pflege anderer Begleitpflanzen gestalteten aber morphologische Gründe — (der Scheidung des Festlands von den Inselkränzen durch einen

Küstenmeerkorridor namentlich) — im eigentlichen Ostasien zwei verschiedene Typen von Lebensformen aus: die Stromreiche des Festlandes an Indus, Ganges, Irawaddy, Menam (Thailand), Mekong, an Yangtse und Huangho der chinesischen Welt mit Begrenzungen am Westfluß im Süden und am Amur im Norden, mit Pufferräumen gegen das abflußlose Hochland im Innern; und die höchst verschiedenen Lebensformen der Inselreiche in der Inselflur der Zerrungsbogen, die sich als eine der geopolitisch bedeutsamsten Einheitserscheinungen von Ozeanien aus um Süd- und Ostasien herumschwangen.

Nur zwei darunter: die Chinesische Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaft und das Japanische Reich, verstanden es, sich in der weiteren Folge ihre Selbstbestimmung zu erhalten und als große Mächte aus grauer Vergangenheit in die Gegenwart einzugehen: China unter vielfältigem Formwechsel, Japan unter geradezu einzigartiger Wahrung seines Wesens als Reich. Deshalb auch sprechen wir bei einer staatsbiologischen Würdigung der richtunggebenden Lebensformen Ostasiens wohl von einem Japanischen Reich, nicht aber im gleichen Sinn von einem Chinesischen, weil Großchina etwa drei Fünftel seiner Geschichte als straff zusammengefaßtes Reich, zwei Fünftel aber im Zustand kämpfender Reiche verbrachte, und weil die Länderfrage, der Zusammenhang der Großfamilien und Großgilden bei ihm eine ganz andere Rolle spielte, während in Japan der vorwaltende Reichsgedanke gegenüber dem Einzelgau vom Reichsmythos und der Staatslegende ab seit 660 vor Zeitwende niemals verloren ging.

Alle anderen Lebensformen des Fernen Ostens, des ganzen indopazifischen Raumes verloren ihre freie Selbstbestimmung spätestens mit dem Eindringen der iberischen Conquista und der ihnen folgenden niederländischen, französischen, britischen, us-amerikanischen Flotten. Auch Thailand erlitt schwere Beeinträchtigung, vermochte sich aber dank dem Aufstieg Japans der schon begonnenen fremden Umarmung durch die Westmächte, die Kolonialmächte alten Stils zu entwinden. Es ist nur natürlich, daß die Tatsache, daß allein die Kernmächte Ostasiens ihre Eigenständigkeit behaupten konnten, China allerdings unter vielen beschämenden Niederlagen und herbem Gesichtsverlust, das alte Zusammengehörigkeitsgefühl, der Schicksalsgemeinschaft der drei Altkulturmächte des Ostens noch vertiefte (Sankoku: Indien, China, Japan — zeitweilig für rein ostasiatischen Lokalgebrauch auch auf China, Korea und Japan angewandt). Diese Vertiefung ließ jene besondere innere geistige Haltung erwachsen, aus der ein Großostasiengedanke in neuer Form und Gestaltung und mit erbittertem Kampf um den Führungsanspruch hervorging.

Denn es gab Zeiten, in denen dem Reich und Volk der Mitte nur sein Drachenthron als geistiger Schwerpunkt Großasiens denkbar schien, und Japan sich dieses Anspruchs mühsam zu erwehren hatte. Er war für das Abendland mit der Schreckenerinnerung der großen Mongolenreiche verbunden. Die Nachfahren Dschingischans hatten China völlig unterjocht und waren nur in Japan am Widerstand des wehrhaften Volks und der Unterstützung seiner Götter (Kamikaze, Göttersturm) am Ende des 13. Jahrhunderts im wörtlichen Sinne gescheitert. Weder der chinesisch-nationale Rückschlag der Mingperiode, noch die Fremdüberflutung durch die Mandschudynastie Tatsing (1644—1911/12) hatte den Universalanspruch Chinas auf Führung seiner Umwelt fahren lassen. Wer das heutige jungchinesische Schrifttum kennt, der weiß, daß er auch in einer jungen Geschlechtsfolge lebendig ist, die

sonst sehr von der Gedankenwelt der Christian Young Men's Association angekränkt scheint, den Konfuzianismus durch Amerikanismen ersetzt, deren Großsprecherei, um nicht zu sagen Prahlerei oft im umgekehrten Verhältnis zu ihrer wirklichen Macht und Einsatzbereitschaft steht, so groß diese in weiten Kreisen des tatbereiten nationalen Jung-China ist.

Immer aber hat, schon aus frühen Tiefen seiner Geschichte heraus, Japan diesem Führungsanspruch vom Festland her, oft mit Rückschlägen von äußerster Reizbarkeit, Widerstand mit ideologischer Geisteshaltung und bewaffneter Hand entgegen gesetzt, wenn er sich, wie namentlich in den Zeiten der Taikwa (645 ff.), der Heian-Kultur (ab 784), der Ashikaga-Periode, auch wohl der Yedo-Kultur der Tokugawa über das Gebiet kulturpolitischer Einflüsse hinaus auf das der Macht und Wirtschaft, sei es auch nur mit Titelverleihungen, erstrecken wollte.

Als dem Taiko Toyotomi Hideyoshi gegenüber das im Verhältnis zu Japans tatsächlicher Reichswehrkraft ganz ohnmächtige sinkende Mingkaisertum in China durch eine Königstitelverleihung papierene Suzeränitätsansprüche erhob, da stampfte der starkwillige Kondottiere mit den Füßen auf dem Dekret herum und warf als Vorläufer zu einem Krieg mit China Heere nach Korea (1592—1598). Erst sein Nachfolger im Reichsmarschallamt (Shogunat), Tokugawa Jyeyasu, beseitigte zwischen 1607 und 1615 die dadurch herbeigeführten Kriegszustände. Vom Aufkommen der Mandschudynastie bis zu deren Verfall von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab achteten beide Großreiche Ostasiens ihre kontinentalen und ozeanischen Einflusssphären, zumal beide sich gleichen Schritten der von 1842 an China, von 1853 an Japan gleichmäßig bedrohenden Fremdgewalt über See und über Land zu erwehren hatten. Das glückte Japan ungleich besser als China, das 1900 einen Tiefstand seines Selbstbestimmungsrechts erlebte, an dessen Herbeiführung sich auch Japan von 1874 (Formosaexpedition) bis 1894/95 (Chinakrieg in Korea, Mandschurei und Schantung) beteiligt hatte. Ein Rückschlag war das chinesisch-russische Zusammenspiel in der Mandschurei von 1897 ab, das mit dem Li-Lobanow-Abkommen zum Ausgangspunkt des Verlustes der Mandschurei zuerst an Rußland führte, dann ab 1904/05 (Russenkrieg), 1909 (Einverleibung von Korea), 1915 (21 Forderungen), 1931—34 (Mandschurei), 1937 ff. (Chinawirren) zu der heutigen Gewaltenlage in der Großostasienfrage.

Neben diesen Anläufen zu ihrer Lösung durch Gewalthandlungen war aber im ganzen ostasiatischen wie dem benachbarten indischen Kulturboden immer auch eine ideologische Erneuerung lebendig am Werke gewesen.

Wir haben versucht, ihre Spuren vom deutschen Standpunkt aus in den Büchern „Dai Nihon“ (1912/13) und „Geopolitik der Selbstbestimmung in Südostasien“ (1923, Kurt Vowinkel) zusammenzutragen; von Indien aus hat Benoy Kumar Sarkar der Jungasienbewegung ein fanalartig wirkendes Brevier geschrieben mit seinem Buch: „The Futurism of Young Asia“ (Berlin, Julius Springer, 1922).

Es beginnt mit dem wahren Satz: „Euramerika hat Asien ein Jahrhundert lang herausgefordert. Es war für Asien lange Zeit unmöglich, diese Herausforderung anzunehmen. Erst spät, in den Ereignissen um Port Arthur von 1905 hat Euramerika gelernt und begriffen, wie Asien Schläge zurückzugeben weiß.“

Es ist eben doch in der Tat der Einsatz Japans mit bewaffneter Hand und unter Wagen seines ganzen politischen Daseins, der erst Großasien wie der Großostasienbewegung den Wiederauftrieb gegeben hat; und darin wurzelt sein Führungs-

anspruch de facto, der vom wehrpolitischen Gebiet auf das kulturpolitische übersprang. In dem Augenblick freilich, wo sich die „Interessenten“ der darin liegenden Gefahr bewußt wurden, legten sie in Gestalt der panasiatischen Bewegung im eurasiatischen Sinn von Rußland aus, in Gestalt der panpazifischen vom anglo-amerikanischen Standpunkt Gegenpräriebrände an, und es gelang vor allem der Versuch, auch von Indien her, die Selbstbestimmungsregungen des festländischen Teils der Monsunländer, aber auch Japans im Sinn der demokratisch-plutokratischen Ideologie zu verfälschen; wenn sich auch führende Köpfe des Fernen und Mittleren Ostens darüber klar blieben, daß man im großasiatischen wie im indischen Lebensraum unter dem Schlagwort „Demokratie“ etwas anderes verstand als im Westen (Radhakamal Mukerjee: „Democracies of the East“. London, King and Son, 1923.)

Mit richtigem Instinkt lehnen die geistigen Väter der Großostasien-Idee auf dem Felde der Macht den „Kolonialismus“, auf dem Felde der Wissenschaft den „Orientalismus“ wie auch den angloamerikanischen Anspruch einer „Weltkontrolle“ gleich entschlossen ab; sie fordern zunächst „Räumung“ ihres Großraums durch ortsfremde Gewalten als Probe auf die Ehrlichkeit von „The White man's burden“ als Erziehungsaufgabe: Abzug der Gouvernante nach Erreichen der Reife der Schüler! — Das ist die sehr einfache letzte, aber für die Vertreter des status quo, namentlich die Besitzer der „Goldfransen am Bettelmantel Asien“ (Lord Curzon) äußerst peinliche Formel, auf die sich die praktische Betrachtung Großasiens als Wunschziel zurückführen läßt, gleichviel in welche Hände der Führungsanspruch gleitet.

Er umfaßt eben vom Standpunkt der indopazifischen Altkulturen aus den ganzen Lebensraum der Monsunländer, in deren weiteren Umkreis die Hälfte der Menschheit wohnt, wie sich leicht errechnen läßt. Wie sich der großostasiatische und der indische Raumanspruch einmal später über das Grenzgebiet zwischen beiden auseinandersetzen werden, das betrachten sie, vom Standpunkt der Menschheit wohl mit Recht als ihre innere Angelegenheit. — Jedenfalls werden die USA. beim Eindringen in diese Übergangszone zwischen Ozeanien, Indien und Großostasien, z. B. in Singapore, alle Phraseologie von demokratischer Weltordnung und Selbstbestimmung zu Hause lassen müssen; denn alle binnenbürtigen Rassen wollen nichts davon wissen. Aber es ist die Tragik Großasiens, daß jeder darin erhobene Führungsanspruch, jedes Vorwalten auf andern Kraftfeldern, als denen der Kultur, die Gefahr des Hereinzerrens von Fremdmacht und außenbürtiger Gewalt und Wirtschaft in Sicht bringt, ob er nun von Japans Toa-Gesellschaften, von Marschall Chiangkaischek und seiner, unter dem Bann der Chr. Y. M. Ass. stehenden Frauen oder den roten Herrschaften in Yenan, in Manila, Malaia oder Java erhoben werde.

Das edle Ringen um Befreiung von fremder Vormundschaft erfüllt Europa und Großostasien mit gleichverwandtem sinngleichem Streben, und man sollte glauben, daß die dritte große altgeschichtliche Zusammenballung der Menschheit in Indien dasselbe Ziel haben müßte, aber was sie trennt, ist die Wahl des Weges dazu. Sie wirft auch ihre schweren Schatten auf die Möglichkeiten der Selbsterfüllung Großasiens bei seinem schweren Gang von Wunschtraum zur Wirklichkeit. Auch von ihm gilt: „Eng beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Möge das Einheitsbewußtsein einer immer noch schöpferischen Altkultur von unvergleichlicher Bodenständigkeit — das Großostasien noch erfüllt — ihre harten Kanten mildern. Buddha zeigt Wege dazu.

GUSTAV FOCHLER-HAUKE

Jüngere Wanderungsbewegungen und Umvolkungsvorgänge in Asien

Asien, der „alte“ Kontinent, ist auch heute noch in dauernder Umformung begriffen, die erkennen läßt, daß sich das Rassen- und Kulturbild und der Lebensraum der einzelnen Völker und Volkssplitter in unaufhörlicher Bewegung befinden und nichts von einer Erstarrung an sich haben. Aus dem kleinräumigen Europa sind in den letzten Jahrhunderten ungeheure Energien in Gestalt von Menschen, Kulturkräften und Wirtschaftsformen abgewandert, die dazu beigetragen haben, nicht nur die „Neue Welt“, sondern auch die alten großen Kulturzentren in Indien und Ostasien und die von diesen abhängigen Gebiete sowie den eigentlichen „Kontinentalkontinent“ Afrika entscheidend umzugestalten. Der Osten und Südosten Europas sind in den letzten Jahrhunderten, insbesondere seit der Zurückdrängung des türkischen Herrschaftsbereiches, auch in der Struktur ihrer Bewohner vielfach umgestaltet worden, wie auch durch Binnenwanderung, insbesondere durch Zuzug größerer Menschenmassen aus östlicheren Gebieten nach dem Westen beachtliche Bevölkerungsverschiebungen und Verpflanzung von mehr oder weniger großen Volkssplittern stattgefunden haben. Dennoch ist, im großen gesehen, die Veränderung im Bevölkerungsbild in den letzten dreihundert Jahren in Europa keineswegs so einschneidend und mit teilweise so tiefgreifenden Folgen verbunden gewesen wie etwa in vielen Teilen Asiens.

Mögen auch die Einflüsse auf Kultur und Wirtschaft, die mit den jüngeren Wanderungsbewegungen in Europa verbunden gewesen sind, teilweise von großer Wirkungskraft gewesen sein, insbesondere im Osten, so ist in Europa doch die Großverteilung der Völker und der dazu gehörenden Kulturformen seit verhältnismäßig langer Zeit, zumindest seit dem Abschluß der eigentlichen mittelalterlichen Ostsiedelbewegung des gesamtdeutschen Volkes, weitgehend stabil, während in Asien teilweise noch bis in die jüngste Vergangenheit hinein Großräume erstmalig aufgesiedelt, weiträumig Volksböden unterwandert und erobert, Kleinvölker und Stammesgruppen in größerer Anzahl aufgesogen oder vernichtet werden. Das seit dem Ausklang des Mittelalters im wesentlichen aufgesiedelte, kleinräumige Europa bietet längst keinen Schauplatz mehr für Ereignisse und Umänderungen im Völkerleben, wie wir sie in den letzten Jahrhunderten und bis in die Gegenwart hinein in Asien verfolgen können. Selbst die Umsiedlung deutscher und anderer Volksgruppen, wie wir sie seit dem Weltkrieg und insbesondere in der Gegenwart erleben, kann in der Größenordnung in keiner Hinsicht mit den Bevölkerungsverschiebungen und Völkerveränderungen verglichen werden, die in der neueren Zeit in Asien um sich gegriffen haben. Hier sind riesige, nahezu menschenleere Räume in teilweise erstaunlich kurzer Zeit aufgesiedelt worden — es sei hier nur an das Beispiel der Mandschurei erinnert —, der Lebensraum mancher Völker ist um Hunderttausende von Quadratkilometern gewachsen, wie etwa jener der Russen und Chinesen, während er anderen Völkern ganz oder größtenteils verloren ging. Nomaden wurden zu Ackerbauern, primitive Sammelvölker erlebten den Anschluß an höhere Kultur oder sie wurden vernichtet, Religionsgemeinschaften, wie Islam und Christentum haben ihren Wirkungsbereich weithin ausgedehnt, zahllose Restvölker und Volkssplitter sind empfindlich geschwächt worden oder gar verschwunden, neue, bedeutende „Minderheitsgebiete“ sind entstanden, Vermischungen mit teilweise außerordentlich tiefgreifenden wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Folgen haben um sich gegriffen.

Wir sind über die Wanderungsbewegungen und Umvolkungsvorgänge in Europa im allgemeinen heute sehr gut unterrichtet, besitzen über diese Frage ein vielfach erschöpfendes Schrifttum. Im Gegensatz dazu sind diese bedeutsamen Vorgänge in Asien durch moderne wissenschaftliche Untersuchungen im Zusammenhang kaum

beachtet, dargestellt oder in ihrer allgemeinen Auswirkung methodisch untersucht worden, wenn wir auch in den vorhandenen geographischen, geschichtlichen und völkerkundlichen Werken wichtige Hinweise und Einzelbeobachtungen von großem Werte besitzen. In den asiatischen Ländern selbst sind die Probleme meist als solche gar nicht gesehen worden, vielfach wurden sie aber auch nicht angeschnitten, weil der Instinkt riet, diese Aufspaltungs-, Umschmelzungs- und Verdrängungsvorgänge nicht bewußt werden zu lassen, um unerwünschte Folgerungen geschichtlicher, politischer und kultureller Art zu vermeiden. Darüber hinaus fehlt oder fehlte es in diesen Ländern vor allem aber auch an der Beherrschung der Methoden der modernen, kritischen Geschichtsschreibung, an der Kenntnis methodischer Behandlung von Minderheitenfragen und Umvolkungserscheinungen, am Einblicke in die Probleme von Mischheirat und Mehrsprachigkeit, von sozialer Unter- und Überschichtung; es fehlte vielfach auch an Erfahrung hinsichtlich der Bedeutung der kulturellen Überfremdung für die Behauptung des völkischen Bewußtseins und der völkischen Eigenart. Es wäre verlockend, einmal allen diesen grundsätzlichen Fragen in Asien nachzugehen. In dieser Skizze sei nur versucht, in großen Zügen den Fragenkreis zu umreißen und durch einige Beispiele zu belegen.

Kriege sind auch in Asien unmittelbar oder mittelbar in den letzten Jahrhunderten die Ursache für die Umpflanzung und Verdrängung von Stämmen und Volksgruppen gewesen. Die Vorstöße der Kosaken im 16. und 17. Jahrhundert durch Sibirien bis zum Ochotskischen Meere waren die Voraussetzung und teilweise schon die Ursache für die Verdrängung, Aufsaugung oder doch Amalgamierung der verschiedenen turko-tatarischen und tungusischen Völkerschaften. Eingeschleppte Krankheiten, Alkoholmißbrauch und Entzug wichtiger Ländereien und sonstiger Lebensgrundlagen führten vielfach zur Zersetzung der Eingeborenenbevölkerung, während positive Elemente der russischen Besitznahme und Kultur andererseits auch günstige Einwirkungen mit sich brachten, meist jedoch mit einer Schwächung der mehr oder weniger eigenständigen Kulturelemente verbunden waren. Mischheiraten führten zu besonderen, hauptsächlich in Transbaikalien auftretenden russisch-asiatischen Typen. Durch die Verbannung politischer Sträflinge und Versetzung von Beamten kamen mitunter wertvolle Elemente auch in die abgelegenen Gegenden und wurden dort sesshaft; durch die Verschickung von Verbrechern ist andererseits die Bevölkerung vielfach ungünstig beeinflusst und die Vermischung begünstigt worden. Man schätzt die Zahl der nach Sibirien Verbannten im 19. Jahrhundert allein auf mehr als 800 000, von denen allerdings nur ein Teil für dauernd ansässig wurde. Erst verhältnismäßig spät trat an Stelle der vorwiegenden Zurückdrängung der eingeborenen Fischer- und Jägervölkchen eine positive Ansiedlungspolitik. Wiederum war ein Krieg machtvoller Impuls, denn besonders nach dem Russisch-Japanischen Kriege setzte eine starke Siedlerwelle ein, da einerseits die Regierung endlich die strategische und wirtschaftliche Notwendigkeit einer Ansiedlung, namentlich auch der fernöstlichen Gebiete, erkannt hatte, andererseits durch den Krieg breite russische Schichten persönlich die Möglichkeiten in diesen noch weitgehend ungenutzten Landschaften gesehen hatten. Antrieb für die Übersiedlung nach Sibirien war auch der wachsende soziale Druck im Westen nach der Bauernbefreiung. Schließlich sind Mißernten und Hungersnot ebenfalls Anlaß für die Umsiedlung geworden.

Die Großrussen stellten vier Fünftel der Kolonisten und wandten sich besonders nach Mittelsibirien, die Ukrainer bevorzugten die Steppen Mittelasiens und Westsibiriens, sowie den Fernen Osten. In den Jahren 1896—1909 sind rund 3,6 Millionen Kolonisten nach Sibirien abgewandert, davon allein 760 000 im Jahre 1908! Die Bevölkerungszahl stieg auf diese Weise von 4 Millionen im Jahre 1882 auf rund 11 Millionen im Jahre 1914! Das sibirische Kosakentum, das ganz überwiegend aus Großrussen zusammengesetzt war, aber auch Eingeborene aufwies, erfüllte in den Grenzgebieten, als Schutz gegen äußere Feinde und Räuber, als Wehrbauern eine ganz besonders wichtige Aufgabe. Teilweise haben sich allerdings die Kosaken als Siedler nicht bewährt, so etwa in Russisch-Turkestan. Auch war die Ansiedlung in diesen gewaltigen Räumen vielfach recht planlos und von bedeutenden Mißerfolgen und furchtbaren Entbehrungen für die neuen Siedler begleitet. Nicht vergessen seien die deutschen Streusiedlungen, die in Sibirien und selbst in Russisch-Turkestan usw. entstanden. Die Umgestaltung des gesamten Wirtschaftslebens hat für die Eingeborenen oft schwerste Folgen gehabt; nicht nur gingen Ländereien verloren, da sie von Russen in Besitz genommen wurden, sondern die Brutalität des wirtschaftlichen Kampfes und der Mangel an Anpassungsfähigkeit führten häufig zur völligen Verarmung der Eingeborenenbevölkerung, zur Abwanderung in ungünstige Gegenden, in denen Verkümmern drohte, oder zur Proletarisierung in den Städten. Die Sitten und Gebräuche der Völkchen und Volkssplitter verloren sich in der russischen Überfremdung sehr stark, das Christentum trat immer mehr an die Stelle des Schamanismus, die vorhandene Gesellschaftsordnung wurde zerrieben. Manche Stämme wichen vor den Russen nach Süden, in die Randlandschaften aus, wo sie aber bald auf den chinesischen Druck stießen; andererseits wanderten vor den Chinesen verschiedene Gruppen in russisch gewordene Gebiete aus, wie etwa die Dunganen nach Russisch-Turkestan. Die neuen Handelsbeziehungen führten auch andere Elemente nach Sibirien, so vor allem Juden, aber auch handelsbegabte Wolgatataren in die Städte.

Russisch-Asien hat somit in den letzten Jahrhunderten ein völlig anderes Gesicht erhalten. Längs der wichtigen Eisenbahnlinien, insbesondere längs der Transsibirischen Bahn, sowie in fruchtbaren Becken und Tallandschaften entstanden von Westsibirien bis zum Ochotskischen Meer und in Turkestan bis nahe ins Herz des Kontinentes russische Siedlungsgebiete, wo vordem nur eine dünne Bevölkerung von Jägern, Fischern und Steppennomaden oder gar Menschenleere geherrscht hatten. Russisch-europäische Wirtschafts- und Siedlungsformen setzten sich durch bis ans Eismeer und bis in die Amurlande. Nach dem Weltkriege gingen diese Bewegungen weiter. In den furchtbaren Hungerjahren, die wiederum eine Folge von Krieg und Bürgerkrieg waren, wanderten rund 1 Million Menschen nach Sibirien aus, die allerdings später teilweise wieder zurückkehrten. Andererseits wurden in den Wirren nach dem russischen Zusammenbruch zehntausende russischer Siedler aus Turkestan, Kasakstan und dem Kaukasus verjagt. Mit dem Jahre 1923 begann sodann die sowjetische Siedlungspolitik, die allerdings nur vereinzelt die aufgestellten Pläne verwirklichen konnte. Immerhin wurden wiederum in Sibirien, im Fernen Osten und im Kaukasus Hunderttausende von Bauern, oft unter außerordentlich ungünstigen Bedingungen, angesiedelt. Die Kollektivierung, die Verschickung von Kulaken und anderen unerwünschten Schichten bedeuteten im Verein mit den kommunistischen Methoden in Wirtschaft und Kulturpolitik eine neue große Umformung in den ungeheuren Weiten Russisch-Asiens. Zwangsarbeiter-siedlungen wurden teilweise in Gegenden errichtet, die vorher für eine menschliche Daueransiedlung überhaupt nicht in Betracht gezogen worden waren. In Verbindung mit dem industriellen Ausbau auch des gesamten russischen Asiens kamen nicht nur gewaltige Massen fremder Elemente ins Land, sondern die allgemeine Fluktuation der Industriearbeiter bewirkte eine dauernde Veränderung der Zu-

sammensetzung der Bevölkerung in den alten und neuen Industriebezirken, insbesondere aber ein rasches Anwachsen der Verstädterung. Der Kommunismus als solcher begünstigt in Russisch-Asien naturgemäß den rasch fortschreitenden Vorgang der geistigen und sozialen Vereinheitlichung und Angleichung, der Auslöschung überlieferter Gebundenheit und schöpferischer Eigenart, die Vermischung und Herausbildung eines eurasiatischen Rassengemisches. Außer Amerika und Australien mit Neuseeland ist wohl kaum ein anderer Großraum, auch Afrika nicht, in der Zusammensetzung seiner Bevölkerung und in seinem gesamten Gesicht in den letzten Jahrhunderten so verändert worden wie gerade Russisch-Asien. Durch die russische Herrschaft über die Außenmongolei sind diese Vorgänge in der jüngsten Vergangenheit auch für diesen wichtigen Teil des mongolischen Lebensraumes kennzeichnend geworden, in dem übrigens das beachtliche chinesische Fremdelement durch das russische verdrängt wurde.

Noch gewaltiger waren in den letzten Jahrhunderten, wenn nicht nach der Fläche, so doch zahlenmäßig, die Verdrängungen, Binnenwanderungen und Umvolkungsvorgänge im Einflußbereich des chinesischen Lebensraumes. Die Eroberung Chinas durch die Mandschu bedeutete zunächst nicht nur eine Ausweitung des Chinesischen Reiches, sondern auch eine Durcheinanderwirbelung gewaltiger Menschenmassen und eine erneute Durchsetzung des chinesischen Volkskörpers mit tungusischem Blut, schließlich eine Leerwanderung wichtiger Teile des ohnehin dünn besiedelten Großraumes der Mandschurei. Aus strategischen Gründen wurden Völkerschaften in den Randgebieten des Reiches, so Dauren und Teile der Mongolen, verpflanzt, Garnisonen gegründet und damit Fremdstämmige in völkisch einheitliche Gebiete gelenkt. Die Auseinandersetzung mit den europäischen Großmächten und Amerika führte wirtschaftlich, politisch und geistig zur Auflösung vieler alter Formen, letzten Endes zu den furchtbaren Umwälzungen, die heute noch den Riesenleib Chinas durch Bürgerkrieg, Hungersnot und Seuchen erschüttern und Ursache geworden sind für Bevölkerungsbewegungen sonst unbekannten Ausmaßes. Ihren größten Umfang haben alle diese Vorgänge seit dem vorigen Jahrhundert angenommen. Die nordchinesischen Kolonisten und Flüchtlinge haben in kurzer Zeit den mongolischen Lebensraum von Ninghsia bis zur Barga immer mehr und mehr eingeengt, in einem erstaunlichen Siegeszug inmitten des Zerfalls des Reiches den chinesischen Siedlungsboden ausgeweitet; sie haben Weidelandschaften vom Edsin gol bis zum Tor gol dem Pfluge unterworfen und sich mit ihrer Überlieferung lähmend, fördernd und zerstörend zugleich über nomadische und halb-nomadische Wirtschaft und Kultur gelegt. In der Mandschurei hat der chinesische Siedler die tungusische Restbevölkerung nahezu aufgesogen und ist vom Mu tan kiang bis zum Amur und Ussuri und darüber hinaus in den Raum eingedrungen, der einst tungusisch beherrscht, wenn auch nur spärlich ausgefüllt und lange Zeit hindurch als eine Anökumene angesehen worden war. Der russische und der schließlich über ihn triumphierende japanische Kampf um Korea und insbesondere um die Mandschurei haben weitere Bevölkerungs- und Kulturelemente in diese nordöstlichen Landschaften geführt. Während der russische Einfluß in Verkehr und Wirtschaft Züge von Dauer geformt hat, ist die hauptsächlich städtische russische

Bevölkerungsschicht in der Mandschurei eine Erscheinung von nur zeitweiliger Bedeutung und ohne größere Einwirkung auf das Bild der Gesamtbevölkerung. Durch die japanische Durchdringung Koreas und der Mandschurei sind bereits weit mehr als 1 Million Inselbewohner auf den asiatischen Kontinent geströmt, um im japanischen Einflußbereich heute schon stark das Gesicht der Städte zu bestimmen. Gewaltige, allerdings schwer zu bewältigende Siedlungspläne sehen die Ansiedlung von 5 Millionen Japanern in der Mandschurei vor. Von Japan mehr oder weniger gefördert, sind auch über 1 Million Koreaner in der Mandschurei sesshaft geworden. Ein anderer beachtlicher koreanischer Strom ergoß sich seit der Besetzung und Einverleibung Koreas durch Japan in das Primorje-Gebiet. Das durch die Verdrängung bzw. Aufsaugung tungusischer und mongolischer Elemente bereits wieder recht einheitlich gewordene Bevölkerungsbild scheint nun durch die neue Ansiedlungspolitik mit ihrer Begünstigung von Koreanern und Japanern ein bunteres Gesicht zu erhalten, in dem im chinesischen Siedlungsraum mehr und mehr japanische, vor allem aber koreanische Inseln entstehen. Industrialisierung, Verstädterung und Urbarmachung sind ebenso mit diesen Vorgängen verbunden wie eine starke Umgestaltung des Landschaftsbildes. Weite Waldgebiete wurden vernichtet, Weideland wurde zu Kulturland, neue Kulturpflanzen erobern sich große Flächen. Auch auf den japanischen Inseln selbst ist in der neueren Zeit eine große Umschichtung der Bevölkerung durch Binnenwanderung eingetreten. Die Ainu sind bis auf geringe Reste eingeschmolzen worden, der japanische Siedler hat sich, wenn auch langsam und teilweise widerwillig, den Norden, insbesondere den Hokkaido, erobert, ist darüber hinaus als bewegliches Element bis nach Sachalin vorgestoßen; ein anderer japanischer Strom ging nach der Insel Formosa, auf der er sich vor allem in den Städten verdichtet, während Südchinesen die beherrschende Stellung im Bevölkerungsbild errungen und die Eingeborenenbevölkerung in das gebirgige Innere zurückgedrängt haben.

•

Nicht oder kaum weniger groß ist in der Südhälfte Ostasiens in den letzten Jahrhunderten das Bevölkerungsbild verändert worden. Ein seit Jahrtausenden sich abwickelnder Vorgang, die Aufsaugung der vornehmlich südlich des Jangtse sitzenden, teilweise Hackbau betreibenden Bevölkerung austroasiatischer und indochinesischer bzw. tibetobirmanischer Sprachzugehörigkeit nimmt immer größeren Umfang an, so daß der Zeitpunkt der völligen Assimilierung dieser Gruppen — Sihia, Sifan, Musso, Nutsi, Lolo, Lissu, Katschin, Tschungtschia, Paii, Miao, Loi usw. — sich in naher Zukunft vorausahnen läßt. Selbstverständlich ist dieser Vorgang nicht unblutig verlaufen, und Zwangsmaßnahmen haben ihn immer wieder beschleunigt; so sprechen chinesische Chroniken davon, daß auf Befehl des Kaisers Tsine Schi Hwangti 500 000 chinesische Zwangssiedler in das südliche „Barbarenland“ (Nan Yü) verpflanzt worden sind. Das Schicksal der chinesischen Siedler in dem riesigen Bereich des südchinesischen Mittelgebirges war ein sehr wechselvolles; immer wieder wurden von den einzelnen Dynastien Heereszüge in diese Landstriche unternommen, um die Herrschaft zu festigen und die chinesische Bevölkerung zu schützen. Nach und nach wurden die hier siedelnden nichtchinesischen Stämme in die Gebirgstäler und in die ungünstigeren Berglandschaften verdrängt, in denen

wir sie auch heute vor allem finden (Jü nan, Kwei tschou, Kwang si, Nord-Kwang tung usw.).

Die Eroberung dieses Großraumes durch die Chinesen erfolgte jedoch mehr noch durch kulturelle Überfremdung, Mischheiraten und die sich dadurch ergebenden Urvolkungsvorgänge als durch kriegerische Maßnahmen. Diese nichtchinesischen Stämme waren keineswegs kulturlos, aber gegenüber der überlegenen chinesischen Kultur vermochten sie sich auf die Dauer nicht zu behaupten. In den letzten Jahrhunderten ist die friedliche Einschmelzung dieser Stämme, die heute noch zwischen 10—15 Millionen Angehörige zählen dürften, trotz einzelner Erhebungen und blutiger Strafmaßnahmen besonders rasch vor sich gegangen. Insbesondere die chinesischen Hakka, die sich seit dem 18. Jahrhundert in einer fortdauernden Südbewegung aus dem südlichen Kiang si nach Kwang tung und von hier bis auf die Insel Hai nan vorgeschoben haben, trugen viel zur friedlichen Einschmelzung der erwähnten Stämme, insbesondere auch der Loi auf Hai nan, bei. Die Chinesen haben in den letzten Jahrhunderten in ihrer Kolonialpolitik auch befreundete Miao auf die Insel Hai nan verpflanzt, um einen „neutralen“ Gürtel zwischen ihre Siedlungsgebiete und die noch nicht unterworfenen Teile der Loi zu legen. Obwohl die Insel noch keineswegs aufgesiedelt ist, verlassen in beachtlicher Anzahl die schon früh angesiedelten chinesischen Hoklo ihr Wohngebiet im Nordosten, um als Händler in Singapur, Inselindien usw. Fuß zu fassen. Andererseits strömen Kantonesen dauernd in die Küstenstädte des westlicheren Süchina und der Insel Hai nan. Wir sehen also, daß im südlichen China dauernd große Wanderbewegungen stattfinden, durch die auf lange Sicht hin alle Fremdelemente assimiliert werden.

Die allergrößte Bedeutung für den Anschluß des noch von Fremdstämmen durchsetzten West- und Südwestchina an die im modernen Sinne entwickeltere Osthälfte hat jedoch das gewaltige japanisch-chinesische Ringen seit 1937. Brachten schon die Bürgerkriege der letzten Jahrzehnte eine Durchmischung der einzelnen Provinzen mit sich, so sind nun gewaltige Heere von Süden nach Norden, von Westen nach Osten und umgekehrt geworfen worden, das Einheitsbewußtsein verstärkend, die einzelnen Volksteile des riesigen Reiches miteinander in unmittelbare Berührung bringend. Durch die Verheerung des langen und blutigen Krieges sind Millionen von ländlichen und städtischen Siedlern — es werden Zahlen von 30—40 Millionen genannt — für kürzere oder längere Zeit von ihrem Wohnsitz vertrieben worden und haben in weit abgelegenen Provinzen Zuflucht gefunden. So entsetzliche Leiden mit diesen Vorgängen verbunden sind, so wirken sie doch auf die Herausbildung einer chinesischen Volksgemeinschaft außerordentlich fördernd ein. Hunderttausende von Menschen aus den teilweise überfüllten östlichen Gebieten bleiben für dauernd im Westen, bringen in diesen Kapital und moderne Wirtschaftsformen, verstärken das chinesische Element und drängen dadurch die Reste der vorchinesischen Bevölkerung noch mehr in den Hintergrund. Auch eine Abschleifung der außerordentlich verschiedenen chinesischen Mundarten ist durch diese Entwicklung zu erwarten. Insgesamt handelt es sich um Vorgänge von allergrößter Zukunftsbedeutung für Gesamtchina.

Die Bedeutung der älteren chinesischen Durchdringung großer Gebiete Hinterindiens, insbesondere Annams, ist bekannt. Die jungen Vorstöße haben jedoch noch weit einschneidendere Folgen. Neben und unabhängig von ihnen ist aber eine allgemeine Veränderung des Bevölkerungsbildes vor sich gegangen. Die Bergvölker der Miao, Jao und Mussö sind in jüngerer Zeit, insbesondere auch in den letzten fünfzig Jahren, immer weiter in den Bergen nach Süden vorgedrungen; so waren sie 1890 noch nicht über den 20. Breitengrad nach Süden vorgestoßen, während sie heute bereits südlich der Straße Mulmein—Raheng (16° 35') zu finden sind. Im

Gegensatz zu diesen Bergvölkern sind die Tai als Talwanderer nach Süden vorgezogen, nachdem sie, insbesondere durch den Anprall der Mongolen, aus Südwestchina verdrängt worden waren. In wenigen Jahrhunderten sogen sie die vor ihnen in Siam siedelnden Mon und Kmer auf. Im Verlaufe der Vorstöße der Tai wurden große Bevölkerungsteile, so insbesondere auch Kambodschaner, in andere Gebiete gewaltsam verpflanzt. Weiter im Süden der Malaiischen Halbinsel fanden in jüngster Zeit ebenfalls Verdrängungen statt; so sind die einst viel stärker verbreiteten Semang, die heute zurückgezogen in den Wäldern leben, von den Malaien zurückgedrängt worden. Teilweise fanden auch Vermischungen statt. Ein anderer Wanderungsvorgang spielte sich in den letzten Jahrhunderten im Nordwesten ab; hier sind die Karen aus ihren Hauptwohngebieten in den südlichen Schan-Staaten bis in die burmanische Küstenebene vorgestoßen.

Von entscheidender Wichtigkeit für die Umwandlung des Bevölkerungsbildes Hinterindiens sind jedoch in der jüngsten Vergangenheit die Chinesen geworden. Chinesen leben zwar in Siam schon seit Jahrhunderten, die Tai haben auch in ihren ursprünglichen Sitzen in Südwestchina schon chinesisches Blut aufgenommen, aber die Haupteinwanderung und -einwirkung der Chinesen zeitigten doch erst die letzten fünfzig Jahre. Mit der Entwicklung Siams und Indochinas zu Reisausfuhrländern nahm der chinesische Zustrom zu, der von den Franzosen in Indochina stärker abgedämmt wurde als in Siam. Statistiken und Schätzungen lassen annehmen, daß in dem angedeuteten Zeitraum von den nach Siam eingewanderten Chinesen mehr als 800 000 im Lande geblieben sind, die sich vielfach mit Siamesen vermischten, so daß heute in Siam mindestens 2 Millionen Menschen Chinesen sind oder doch starken chinesischen Bluteinschlag haben. Während der Chinese auf dem Lande sich vorwiegend Spezialkulturen zugewandt hat, bestimmt er weitgehend das städtische Wirtschaftsleben in Siam und alle größere Körperkraft bedingende Arbeit, insbesondere in den Plantagen, Häfen, Bergwerken usw. Der Handel, namentlich der Reishandel, befindet sich fast ausschließlich in chinesischer Hand. Auch die Industrie ist von den Chinesen maßgebend entwickelt worden. Da in der letzten Zeit die Chinesen sich auch in immer größerem Maße chinesische Frauen nachkommen ließen, ist das chinesische Element in Siam immer stärker eine Sondergruppe geworden, die eine Gefahr für das völkische und wirtschaftliche Gefüge Siams und für seine Selbstbestimmung werden kann und gegen die auch bestimmte Maßnahmen ergriffen worden sind. Wie im gesamten Südostasien hat sich der Chinese nicht nur als Arbeiter und Händler in Siam festgesetzt, sondern durch seine Anpassungsfähigkeit ist auch der einzelne Chinese in der Lage, sich emporzuarbeiten bis in die größten wirtschaftlichen Machtstellungen. Die sozialen Aufstiegsmöglichkeiten für die Chinesen sind in diesem hinterindischen Raume in der jüngsten Vergangenheit mit jenen in bestimmten Epochen in Amerika verwandt gewesen. Wenn Bangkok durch das chinesische Element maßgebend bestimmt wird, so ist das bei Saigon liegende Cholon, in dem sich die großen Reismühlen befinden, eine reine Chinesenstadt; auch Haiphong ist außerordentlich stark von Chinesen durchsetzt.

Plantagenwirtschaft und Bergbau waren ein ganz besonderer Anlaß für die Durchdringung Hinterindiens und Inselindiens mit Chinesen; die Chinesen waren auf der Malaiischen Halbinsel die eigentlichen Pioniere der Zinnerzgewinnung, und sie spielen als Arbeiter, aber auch als Besitzer in diesen Bergbaugebieten auch heute

eine entscheidende Rolle. In der Plantagenwirtschaft — insbesondere Kautschukplantagen — sind die Chinesen neben den Indern die Hauptarbeitnehmer. Der Chinese kann in der modernen Wirtschaft Südostasiens als Arbeitskraft einfach nicht entbehrt werden, so sehr man auch, insbesondere in Industrie und Handel, den chinesischen Wettbewerb fürchtet. Durch besondere Gesetze wurde es in Indochina und in Inselindien den Chinesen erschwert, Land zu erwerben und die einheimische Bevölkerung wirtschaftlich zu unterjochen; verschiedentlich ist es auch, insbesondere auf den Philippinen, zu Ausschreitungen gegen die Chinesen gekommen, deren Wirtschaftsdruck oft als unerträglich empfunden wird. Die Chinesen haben sich eben vielfach die Bedeutung eines einflußreichen Mittelstandes errungen und darüber hinaus als Bankiers und Plantagenbesitzer beherrschende Stellungen erworben; sie sind jedenfalls eine wirtschaftliche Macht geworden, mit der die Regierungen zu rechnen haben, vor allem, seit die Chinesen sich auch politisch zusammenschließen und durch verschiedene Aktionen — Warenboykott — in das politische und wirtschaftliche Leben aktiv eingreifen. Im einzelnen ist natürlich die Gefahr der Unterwanderung der einheimischen Bevölkerung, so der malaiischen Stämme Inselindiens und der Malaienstaaten der Halbinsel, verschieden groß; am geringsten ist sie wohl auf dem dichtbevölkerten Java. Der stark städtische Charakter des chinesischen Elements in Südostasiens tritt auch auf Inselindien hervor. Obwohl die Chinesen in Inselindien mindestens 1 200 000 Köpfe, in Französisch-Indochina gegen 500 000 und in Siam mit der Mischbevölkerung über 2 Millionen Köpfe zählen, machen sie doch nur einen verhältnismäßig geringen Hundertsatz der Gesamtbevölkerung aus, weingleich ihr wirtschaftlicher Einfluß, wie erwähnt, ungleich bedeutender ist. In Britisch-Malaya aber sind die Chinesen mit über 1 1/2 Millionen so stark, daß sie mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Die Zahl der Japaner in Südostasien ist zwar mit etwa 40 000 (Inselindien, Philippinen und Hinterindien) verschwindend klein gegenüber den insgesamt über 5 Millionen Chinesen, die sich hier festgesetzt haben, aber hinter ihnen steht eine zielbewußte und auf Ausdehnung bedachte Staatsgewalt und eine planmäßig gelenkte Wirtschaft, für deren Ausbreitung nicht selten allerdings der chinesische Zwischenhändler im südostasiatischen Großraum entscheidend ist. Auf Mindanao haben an der Davaobucht 12 000 Japaner in einer geschlossenen Siedlungskolonie festwurzeln können, die sich streng abschließen und nicht vermischen. Die weltpolitische Entwicklung der Gegenwart ist jedoch zunächst einer Verbreiterung der an sich entwicklungsfähigen japanischen Siedlungsgrundlage auf Mindanao hinderlich.

Ein weiteres Fremdelement hat sich neben den arabischen Händlern in der neueren Zeit mit den Indern — die, wie die Araber, schon früher einmal kulturell den Raum gestaltet hatten — in Südostasien festgesetzt. In der Mehrzahl handelt es sich um südindische Tamilen, die vorzugsweise in den Plantagen der Halbinsel arbeiten. Die Zahl der Inder auf der Malaiischen Halbinsel wird auf mehr als 1/2 Million geschätzt. Die moderne Wirtschaft hat auch nach Birma einen Strom von Südindern gelenkt, und Südinder und Chinesen haben in Rangun weitgehend die einheimische Bevölkerung aus dem Wirtschaftsleben zurückgedrängt. Mögen auch die Europäer seit ihrem Auftreten in Indien und Südostasien durch die Einführung neuer Wirtschaftsformen nicht zuletzt für die großen Bevölkerungsver-

schiebungen in diesen Räumen verantwortlich sein, mögen sie durch Vermischung mit Eingeborenen, namentlich in Holländisch-Indien, ferner in Indochina und Britisch-Indien, zur Entstehung größerer Mischlingselemente beigetragen haben, mögen sie Landschaft und Städtebilder stark umgewandelt haben, sie selbst spielen doch zahlenmäßig so gut wie keine Rolle unter den Bevölkerungsmassen.

*

Auch in Vorderindien haben sich in jüngerer Zeit größere Wanderungsbewegungen abgespielt, wenn diese auch nicht mit jenen in China oder mit der völligen Umgestaltung des Bevölkerungsbildes Sibiriens seit dem 18. Jahrhundert verglichen werden können. Schon die Saisonwanderungen, wie etwa die großen Pilgerzüge zu den heiligen Stätten, das Wechseln von der Sommerweide in den Bergen des Himalaja zum Tieflandsaufenthalt im Winter, das Hinüberströmen von Landarbeitern aus den Zentralprovinzen zur Weizenernte in das Narbadatal, von Bewohnern des inneren Dekans zur Reisernte an die Koromandelküste, der Landarbeiter aus Zentralindien, Haidarabad usw. zum Baumwollpflücken nach Berar, der Bewohner von Malabar in der Winterzeit in die Kaffee- und Teeplantagen der Nilgiri und Westmaisons, alle diese Vorgänge bedeuten eine Hin- und Herbewegung von Fremdelementen und Krankheiten, vielfach aber auch Mischungsvorgänge. Nach und nach werden auch Teile der Wanderarbeiter in den zeitweiligen Arbeitsgebieten ansässig. Insbesondere die moderne Holz- und Plantagenwirtschaft ist die Ursache der Seßhaftwerdung von Fremden; nicht nur Birma ist im gewissen Sinne zu einem indischen Kolonialland geworden, sondern viele menschenärmere Gebiete Vorderindiens werden durch die genannten Bewegungen aufgesiedelt. So erreicht in Kurg die in anderen Landschaften geborene Bevölkerung 24%, in Assam 15% und in Sikkim 14%! Dabei wandern die Menschen nicht nur aus Nachbargebieten, sondern auch aus weit entfernten Landesteilen ein. Assam hat in den letzten Jahrzehnten einen Zustrom von $1\frac{1}{4}$ Millionen Menschen erhalten, in Ostbengalen werden nicht weniger als 250 000 Nepali gezählt. In die Teepflanzungen von Assam strömen Menschen aus den verschiedensten Gebieten Indiens, aus Bengalen, aus Orissa, Bihar und dem Himalaja; durch die Möglichkeit, auch Frauen in den Pflanzungen zu beschäftigen, wandern die Fremden häufig familienweise ein, werden somit seßhaft und verändern das gesamte Bevölkerungsbild. Über $\frac{1}{2}$ Million landhungriger Mohammedaner, die als tüchtige Ackerbauer bekannt sind, wanderten aus Ostbengalen nach Nordosten in das Brahmaputratäl.

Ähnliche Bewegungen gehen im Nordwesten von Indien vor sich; denn aus dem nördlichen Pandschab, aus den Vereinigten Provinzen, Radschputan usw. wandern z. B. Bauern in das durch moderne Bewässerungsanlagen erschlossene Kulturland in Sind. Der Bergbau wiederum zieht, wie etwa in Tschota-Nagpur, ebenfalls große Menschenmassen von weither an. Ceylon wird in seiner Bevölkerungsstruktur völlig verändert; bereits 1933 zählte man auf der Insel über 700 000 Inder, die überwiegend aus der Präsidentschaft Madras stammen. Da diese abwandernden Menschen auf diese oder jene Weise in Verbindung mit ihrer Heimat bleiben, viele auch wieder in sie zurückkehren, schleifen sich Vorurteile ab; allmählich werden auch Kastengegensätze gemildert, der Horizont weitet sich, das politische Bild wird umgeformt, vielfach wird überhaupt erst ein solches gewonnen.

Die primitivere Bevölkerung Indiens wird unablässig weiter zurückgedrängt, die beweglicheren Elemente wandern ab. Zurückdrängung der Waldbestände bedeutet ebenso wie deren Pflege nach neuzeitlichen Grundsätzen eine Einengung des Lebens-

raumes der Waldbewohner. Von Assam bis Südwestindien treten uns derartige Verdrängungsvorgänge bei den Waldbewohnern entgegen. Ebenso sind die offenen Landschaften im Pandschab in stetiger Umformung begriffen; die reinen Weidelandschaften schrumpfen immer mehr zusammen, die Halbnomaden werden nach und nach sesshaft und zu Ackerbauern. Sehr stark wird die Bevölkerungszusammensetzung auch in Sind umgewandelt, dauernd erfolgt ein Zuströmen von kräftigen und beweglichen Beludschan, so daß hier schon so viele Beludschan ansässig sind wie in Beludschistan selbst. Umwandlungen des bestehenden Zustandes treten auch durch verschieden starke Vermehrung auf. Beispielsweise wachsen die Mohammedaner durch eine höhere Geburtenzahl, die nicht zuletzt mit der größeren sozialen Bewegungsmöglichkeit zusammenhängt, in Bengalen stärker als die Hindu; wenn auch das rassische Bild sich dabei weniger verändert, da die Mohammedaner Bengalens zum großen Teile Konvertiten sind, so verschiebt sich doch das Gefüge von Religion, Kultur und sozialer Schichtung. Andererseits erfolgt neuerdings eine starke Zuwanderung von Hindu aus Tschota Nagpur, Bihar usw. in die Industriegebiete von Kalkutta; durch diese Zuwanderung erreicht nach und nach die Hindusprache eine gewisse Bedeutung neben dem Bengali, das vor allem die Sprache der führenden Schichten ist. Während die größere natürliche Vermehrung der Mohammedaner in Bengalen die Ausdehnung des Islam begünstigt, stärkt das Einströmen von Hindu deren Religion. Die verschiedenartigsten Strömungen und Einflüsse wirken sich so gegeneinander aus und heben sich teilweise wieder auf.

Wir sehen also, daß auch in der jüngeren Vergangenheit und in der Gegenwart das Bevölkerungsbild Indiens, das von der Einwanderung der Arier über die Einfälle von Skythen, Mongolen und Persern bis zum Eindringen der Europäer von außen her verschieden stark umgewandelt worden ist, auch seit dem Abschluß des riesigen Raumes gegen größere Bevölkerungsströme von außen durch die Engländer nun infolge innerer Vorgänge weitgehend wirtschaftlicher Natur in einen fort-dauernden Umwandlungsprozeß verwickelt ist.

*

Auch in Vorderasien sind verschiedenartige Wanderungsbewegungen in der jüngeren Vergangenheit bedeutsam gewesen. In Iran und Afghanistan sind durch kriegerische Ereignisse immer wieder große Bevölkerungsteile durcheinandergewirbelt worden. Ende des vorigen Jahrhunderts wurden bei der Eroberung Kafiristans durch die Afghanen viele Kafirer zwangsweise umgesiedelt, von denen ein Teil nicht mehr in die alte Heimat zurückkehrte. Mohammedanische Händler, Beamte und Arbeiter wirken seither an der Umgestaltung des Kulturbildes und an der Islamisierung Kafiristans mit; auch Vermischungen von Afghanen und Kafirern finden statt. Die räuberischen Stämme der Beludschan haben, von Westen her kommend, allmählich in Südostpersien die eingesessenen Brahuis nach Nordosten zurückgedrängt, im Westen haben die Kurden bald ihren Lebensraum vergrößert, bald sind sie zurückgedrängt oder in Gruppen gewaltsam verpflanzt worden. Durch die Pilgerfahrten (nach Kerbela) sind große Bevölkerungsteile unterwegs und begünstigen das Hin- und Herströmen einzelner Kulturelemente; auch durch die Bahn- und Straßenbauten und die Modernisierung der Wirtschaft werden dauernd Bevölkerungsteile verschoben. Am größten sind jedoch zweifellos die Verände-

rungen des Bevölkerungsbildes in Vorderasien, in der Türkei und in Palästina gewesen, Vorgänge, die sich erst im letzten Vierteljahrhundert vollzogen haben. Nicht nur wurden die Griechen Kleinasien ausgesiedelt und die Armenier aus Ostanatolien und der übrigen Türkei vertrieben, soweit sie nicht umkamen; die Auffüllung des Landes mit Türken aus dem Südosten Europas brachte ganz neue Kräfte und teilweise auch neue Vorstellungen ins Land. Die asiatische Türkei wurde wie nie vorher in ihrem Bevölkerungsbild vereinheitlicht. Insgesamt wurden von diesen Vorgängen innerhalb eines kurzen Zeitraumes Millionen von Menschen erfaßt. Von großer Bedeutung ist auch die Verstädterung im gesamten vorderen Orient, die auch eine Mischung der Bevölkerung mit sich bringt. Viele Armenier sind aus Anatolien nach dem Irak und nach Syrien geflüchtet und haben sich dort insbesondere in den Städten zu einflußreichen Kolonien entwickelt; so sind in Syrien nahezu 200 000 Armenier sesshaft geworden, die das ohnehin sehr bunte Bevölkerungsbild noch weiterhin kompliziert haben und wirtschaftlich für die Syrer eine schwere Beeinträchtigung darstellen. Auch Tscherkessen und Assyrer, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden, haben sich in Syrien in der jüngsten Vergangenheit niedergelassen. Im Kaukasus sind natürlich seit der bolschewistischen Revolution besonders starke Bevölkerungsverschiebungen vor sich gegangen. Am einschneidendsten waren jedoch wohl die Veränderungen des Bevölkerungsbildes in Palästina. Durch den Zionismus wurden seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die jüdischen Siedlungspläne in den heute palästinensischen Gebieten systematisch ausgebaut; von 1882—1914 sollen bereits 12 000 jüdische Siedler nach Palästina gelangt sein. Die Balfour-Erklärung des Jahres 1917 wurde zum Ausgangspunkt des entscheidenden jüdischen Vorstoßes in das bisher arabische Land. Noch im Jahre 1917 waren in dem Gebiete des heutigen Palästina neben 660 000 Arabern nur 55 000 Juden ansässig. Im Jahre 1920 war Tel-Aviv nur eine kleine jüdische Siedlung am Nordstrande von Jaffa, heute zählt es weit über 150 000 Juden! Im Jahre 1938 beherbergte Palästina bereits mehr als 400 000 Juden, von denen allerdings kaum 60 000 von der Landwirtschaft leben. Über 70% der jüdischen Einwanderer sind als Ostjuden zu bezeichnen. Die politischen und wirtschaftlichen Auswirkungen dieser jüdischen Überfremdung eines arabischen Landes sind für die Zukunft von außerordentlicher Tragweite. Auch die kleinen, aber musterhaften deutschen Siedlungen Palästinas, die vor einem halben Jahrhundert entstanden und weit über ihre Zahl hinaus für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes bedeutsam geworden sind, werden heute von der jüdisch-städtischen Überwucherung des Landes hart bedrängt.

*

Die knappe Wanderung durch alle wesentlichen Teile Asiens hat vor Augen geführt, daß in der neueren Zeit, in den letzten 200—300 Jahren und insbesondere auch in der allerjüngsten Vergangenheit, das Bevölkerungsbild des alten Kontinentes teilweise entscheidend, fast überall zumindest spürbar umgewandelt worden ist und hat gezeigt, daß diese Vorgänge keineswegs als abgeschlossen zu betrachten sind.

In großen Teilen verschiedener Räume, etwa in Sibirien, in der Mandschurei und in Südasien, ist durch die neueren Wander- und Umsiedelbewegungen das Waldkleid stark zurückgedrängt, vereinzelt fast vernichtet worden. Ausgedehnte Weidelandschaften — es sei auch hier an die Mandschurei, ferner an Turkestan,

an Vorderasien usw. erinnert — wurden zu Ackerland. Wirtschaftspflanzen, wie etwa die Baumwolle und die Jute, haben sich große Flächen erobert, der Wasserreis wurde durch die Koreaner weit auf dem Festlande nach Norden getragen. Von ganz besonderer Bedeutung für die Umgestaltung aber wurde in Südasien die Veränderung des Landschaftsbildes durch die Anlage bedeutsamer Tee-, Kaffee- und Kautschukpflanzungen. Nicht weniger einschneidend sind die Züge, die durch die Erschließung der Bodenschätze in Sibirien, in vielen Teilen Chinas, in Indien und Hinterindien, aber auch in Vorderasien der Erde aufgeprägt wurden. Wo früher vielleicht völlige Einöde herrschte und weit und breit weder Mensch noch Siedlung zu finden waren, erstrecken sich nun städtische Siedlungen und ausgedehnte Industrieanlagen; von der Irkutka über die Bohrtürme am Dalai nor zu den chinesischen Kohlengruben und Erzbergwerken, zu den japanischen Werften und großartigen Textilfabriken, zu den Zinngruben in Hinterindien und modernen Eisenwerken in Britisch-Indien, zu den Bohrtürmen und Ölraffinerien in Persien, im Kaukasus und an der Küste Palästinas zeugen immer wieder technische Spitzenleistungen davon, daß überall das alte Asien sich mit den modernen Wirtschaftsformen auseinandersetzen muß. Städte in alten Kulturländern, wie Japan, China und Indien, die noch vor kurzer Zeit als Sitze der Verwaltung, des Handels und Gewerbes blühten und wetteiferten, sind in Dutzenden von Fällen zu gewaltigen Industriemittelpunkten geworden und haben durch Zuzug von Menschen und durch moderne Bauten ihr Gesicht vollkommen verändert.

Der Verkehr ist revolutioniert worden. Wo früher nur Rentier- oder Hundeschlitten, Pferde- oder Kamelkarawanen die Einsamkeit und Öde überwandten, zieht heute das Flugzeug seine Kreise, wo altertümliche Wagen und Karren sich über Steppen und holprige Wege mühten, da verkehren nun regelmäßig Schnellzüge. Die großen asiatischen Flüsse und die Küsten, die früher nur von kleinen Booten und Dschunken belebt wurden, werden heute von Motorbooten, Fluß- und Ozeandampfern befahren bzw. angelaufen. Der Nachrichtenverkehr, der in den gewaltigen Räumen Asiens mehr noch als in anderen Teilen der Welt von entscheidender Bedeutung sein kann und der früher in Großreichen, wie in China, von einer Ecke zur anderen lange Zeiträume benötigte, wird nun durch Rundfunk und drahtlose Telegraphie, durch ein nun schon fast in allen asiatischen Ländern modernes Postsystem abgewickelt. Die politische Bedeutung dieser Wandlung ist im einzelnen kaum abzuschätzen.

Der Anlaß zu allen diesen Umwälzungen in Asien ist Europa gewesen, denn auch was Amerika dazu beigetragen hat, ist aus europäischem Erbgut aufgebaut. Die Vorstöße der europäischen Mächte und Amerikas zur See, insbesondere aber auch der gewaltige Vorstoß des russischen Volkes quer durch den Norden des ganzen Kontinentes, sie haben die Pforten aufgesprengt, die Millionenmassen Asiens gezwungen, sich mit der neuen, bisher kaum geahnten, jedenfalls trotz aller Einzelberührung so gut wie unbekannten Welt auseinanderzusetzen. Ungeheure Erschütterungen haben die Kultur- und Naturvölker Asiens in der Folge dieser Vorstöße in den letzten Jahrhunderten erlebt, Erschütterungen, die heute vielleicht erst in der Tiefe wirksam werden und die auch in der großen chinesisch-japanischen Auseinandersetzung sich ausprägen. Alte Gesellschaftsformen haben sich aufgelöst oder sind daran, durch schwer erkämpfte Erneuerungen in fortentwickeltem Sinne wieder

fruchtbar zu werden; Reiche wurden zerschmettert und neue aufgebaut, Völker gewaltsam umgepflanzt oder aber durch die Enge ihres Lebensraumes gezwungen, sich zusätzlich Raum friedlich oder kriegerisch zu erobern. Das außerordentliche zahlenmäßige Anwachsen vieler asiatischer Völker in der neueren Zeit ist nicht zu trennen von der teilweisen oder völligen Übernahme westlichen Gedankengutes, der modernen, im Abendlande geschaffenen Formen von Technik und Wirtschaft. Diese gewaltige Bevölkerungsvermehrung — in Japan ebenso wie in Indien und China — ist aber in der jüngsten Zeit die Haupttriebkraft für politische Umwälzungen, kriegerische Auseinandersetzungen und folgenschwere Wanderungsbewegungen geworden. Baustil und Lebenshaltung, sittliche Grundanschauungen und historische Überlieferung, politische Zielsetzung und wirtschaftliche Planung, sind grundstürzend verändert worden. Asien, das größte Festland unserer eng gewordenen Erde, bietet heute nur mehr wenig stille Winkel, in denen es sich sein eigenes Gesicht erhalten hat, in denen „mittelalterliche“ Lebensvorgänge sich unangefochten abspielen. Die kleinen Völkchen sind fast überall im Aussterben begriffen oder aber sie gehen, trotz einzelner Versuche, sie zu erhalten, in den kulturstärkeren Nachbarn auf. Fischer, Jäger, Waldnomaden und Steppenwanderer sind, von örtlichen Ausnahmen abgesehen, bedeutungslos geworden. Die Rassenvermischung hat einen großen Umfang erreicht, wenn es sich auch vielfach um Mischung verwandter Elemente handelt; die Großvölker wachsen noch immer an und drängen die Klein- und Restvölker völlig zurück. Die primitiven Glaubensformen werden von den höheren Religionen überwunden, Clan-, Sippen- und Stammeszusammenhänge erweitern sich zum Nationalbewußtsein. Vielleicht hat bereits „Zivilisation“ über natürliche Geschlossenheit oder gefestigte und hochentwickelte Kultur den Sieg davongetragen, aber schon ringen neue Dauerwerte um ihre artgemäße Form. Alle diese Vorgänge stehen in einem engen Zusammenhang mit den jüngeren Wanderungsbewegungen in Asien, die hier anzudeuten versucht wurden und deren Darstellung einen Querschnitt durch die gesamten Lebenszustände der Völker Asiens erfordern würde.

Schrifttum:

Bernatzik, H.: Die Große Völkerkunde, Leipzig 1939. — Credner, W.: Siam, Stuttgart 1935. — Eickstedt, E. von: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, Stuttgart 1934. — Fenzel, G.: Die Insel Hainan, Mitt. Geog. G. München 1933. — Fochler-Hauke, G.: Die Mandschurei, Eine Landeskunde (Manuskript). — Frey, U.: Türkei und Zypern, Handb. d. Geogr. Wiss. 1937. — Haushofer, K.: Japan und die Japaner, Leipzig 1933. — Helbig, K.: Vorderindien, Handb. d. Geogr. Wiss. 1937. — Krebs, N.: Vorderindien und Ceylon, Stuttgart 1939. — Machatschek, Fr.: Landeskunde von Russisch-Turkestan, Stuttgart 1921. — Niedermayer, O. von: Persien und Afghanistan, Handb. d. Geogr. Wiss. 1937. — Niedermayer-Semjonow: Sowjetrußland, Berlin-Gr. 1934. — Savina, F. M.: Histoire des Miao, Hongkong 1924. — Schumacher, R. von: Siedlungs- und Machtpolitik des Auslandes, Leipzig. — Stolypin-Kriwoschein: Die Kolonisation Sibiriens, Berlin 1912. — Wegener, G.: China. Eine Landeskunde, Leipzig 1930. — Wiersbitzky, K.: Südostasien, Leipzig. — Wirsing, G.: Engländer, Juden, Araber in Palästina, Jena 1938.

HANS HABERMEYER

Brief aus Argentinien

Buenos Aires, den 28. 8. 41.

Sehr geehrter Herr Vowinckel!

Aus Nachrichten, die von Drüben kommen, glaube ich schließen zu können, daß die deutsche Öffentlichkeit über das, was in Argentinien vorgeht, in großen Zügen unterrichtet ist. Wir hier sitzen so mitten drin im Trommelfeuer, daß einem die nötige innere Sammlung zu einer Überschau fehlt.

In der augenblicklichen Taktik der gegnerischen Propaganda zeichnet sich mit unverkennbarer Klarheit folgende Linie ab: Nachdem vor etwa 7—10 Jahren die Staaten Iberoamerikas eine Front gegen den Bolschewismus gefunden und seither unter Betonung des spanisch-katholischen Kulturelements immer wieder gefestigt hatten, muß der Kampf Europas gegen den Bolschewismus hinter einem Nebelschleier der Propaganda verborgen bleiben. Daher wird die „Nazigefahr für die westliche Hemisphäre“ in lautesten Tönen herausgestellt, um sie als ungleich schlimmer als die kommunistische Gefahr erscheinen zu lassen. Diese Haltung wiederum eröffnet der kommunistischen Agitation eine ziemlich freie Bahn. Wurzellose Menschenanhäufungen wie die Städte Buenos Aires und Montevideo bieten dazu den besten Nährboden.

In wessen Auftrag der Untersuchungsausschuß der Kammer arbeitet, braucht nicht mehr gesagt zu werden. Vor Monatsfrist bereits kursierte das ziemlich glaubwürdige Gerücht, daß dem Vorsitzenden dieses Ausschusses, Damonte Taborda, eine Million Dollar zugesagt sei, falls er bis zum 1. September einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland bzw. eine Ausweisung des deutschen Botschafters zuwege bringt. Als wichtigstes Hilfsorgan dieses ehrenwerten Ausschusses fungiert der Untersuchungsrichter Vasquez, ein bekannter Hochgradfreimaurer. Seine überaus emsige Betriebsamkeit, die sich zuweilen bis tief in die Nacht erstreckt, ist so un-südamerikanisch, daß wohl handgreiflichere als rein idealistische Beweggründe dahinter zu vermuten sind. Doch den aktuellen jüdisch-angelsächsischen Triebkräften zum Trotz behauptet sich die Macht deutscher Kultur. Mitten im „Kampf gegen das deutsche Barbarentum“ wurde Anfang dieses Monats die IX. Symphonie Beethovens im hiesigen Colón-Theater aufgeführt; es war die erste Aufführung in diesem Theater ganz in deutscher Sprache.

Wenn auch das zunächst in die Augen springende Ziel der demokratischen Kampagne in Iberoamerika in einer Diffamierung des Deutschtums und seiner wirtschaftlichen Isolierung und Verelendung besteht, so kann gar nicht oft genug betont werden, daß gleichzeitig die nationalbewußten Kreise des südamerikanischen Volkstums getroffen werden sollen. Dies war besonders deutlich im Falle Belmonte in Bolivien. Über der gerechten Empörung des verleumdeten Deutschtums, an dem man sich hier zur Zeit unter dem Schutze des Atlantischen Ozeans in zweifelhaftem Heroismus und Machtdünkel ungestraft austoben zu können glaubt, wird

dieser Gesichtspunkt zu leicht vergessen. Er ist aber unter historischer Perspektive gesehen ungleich wichtiger. Denn der Kampf gegen das nationalbewußte Iberoamerika würde von den Juden und Angelsachsen auch dann geführt werden, wenn es überhaupt kein Deutschtum in Südamerika gäbe.

Versucht man einmal diese Seite des Kampfes allein zu betrachten, so erinnern seine Phasen und Erscheinungsformen deutlich an den aussichtslosen Existenzkampf unseres Novembersystems. Man gelangt dabei immer wieder zur Bestätigung der Erkenntnis, daß Nationen nie aus der Geschichte lernen und den Weg nach oben immer nur aus dem eigenen Unglück heraus finden. Und für den, der in den zwei Jahrzehnten Waffenstillstand zwischen den beiden Weltkriegen in Europa sehen gelernt hat, nähert sich dieses Unglück mit fast beklemmender Folgerichtigkeit und Unerbittlichkeit.

Während das Getreide verfaut, Mais zu Feuerungszwecken verwendet wird, das Fleisch im fleichreichsten Lande der Erde unaufhaltsam im Preise steigt, während die Industrie aus Mangel an Betriebsmitteln und Rohstoffen Einschränkungen vornehmen muß, Arbeitslosigkeit und Geldentwertung als unausweichliche Folge dahinterstehen, während in den hauptstadtfernen Gebieten die Bevölkerung in einem Elend lebt, das jeder sogenannten Zivilisation Hohn spricht, führt man dem Volke unter Aufwand riesiger Mittel und raffiniertester Regie einen Kampf gegen einen imaginären Gegner vor. Ein ganzer Erdteil wird unter Hypnose gesetzt, um in diesem Trancezustand die eigenen Schmerzen nicht zu spüren, nicht dessen gewahr zu werden, wie die eigene Selbstbestimmung Schritt für Schritt in die Hände des Hypnotiseurs übergeht. Um so schmerzhafter wird das Erwachen aus dem Trancezustand sein.

Zu diesem Bild vermögen aktuelle Zeitungsnotizen den bekannten „ton, qui fait la musique“ besser zu vermitteln, als der Versuch einer Überschau, der doch stets eine gewisse Distanzierung vom Milieu voraussetzt. Ich lasse Ihnen daher separat und ohne eigene Mitteilungen hierzu eine Reihe von Ausschnitten aus der hiesigen „Deutschen La Plata-Zeitung“ zugehen. Vielleicht sind die Ihnen als Zeitdokumente willkommen.

Inzwischen verbleibe ich mit herzlichen Grüßen und

Heil Hitler!

Ihr sehr ergebener

Hans Habermeyer.

FRANZ BAUMGARTNER

Grenzsetzungskunde

Europa wird gegenwärtig staatlich und wirtschaftlich, sozial und weltanschaulich weitgehend umgebaut. Den Anstoß hierzu gibt Deutschlands Wiedererstarken. Es hat die seit dem Dreißigjährigen Krieg stets verhinderte Einigung aller nebeneinander siedelnden Deutschen endlich verwirklicht. Damit aber ist der Zustand eines in jeder Hinsicht überragenden europäischen Kernstaates wiederhergestellt. Das gibt Europa seinen natürlichen Schwerpunkt zurück. Der auf die Ohnmacht der Erdteilsmitte gegründete unnatürliche Zustand, der seit dem Westfälischen Frieden offenkundig wurde und die Führung des Erdteils seinem viel zu schmalen Westrande zuschob, hört auf. Diese Wiederherstellung der natürlichen Ordnung aus einem Zustande der Unnatur heraus bringt aber viele Verhältnisse Europas von Grund auf in Fluß. Und bei Europas Weltgeltung strahlt diese Wiederherstellung sofort auch weit über den Erdteil hinaus.

Riesige Umbruchkräfte sind so augenblicklich am Werk. Sie von allen unnötigen Zerstörungen fernzuhalten ist die Kunst der deutschen Führung in Krieg und Politik. Das Riesenspiel dieser Kräfte gewinnt aber nur dann Sinn und Rechtfertigung, wenn es so gelenkt werden kann, daß eine neue Erdteilsordnung entsteht, die wiederum eine lange und segensreiche Dauer verspricht. Es darf darum nicht ausbleiben, daß alles jetzt Erstrebte auch erreicht und in feste Formen gebracht wird. Neben manchem anderen muß der staatliche Umbau auch neue Staatsgrenzen schaffen, die die Neuordnung auf lange hinaus sichern.

Hierin aber liegt eine ungeheure Zukunftsverantwortung. Sie führt auf Fragen etwa der Art: Wie ist solchen Grenzneusetzungen von vornherein möglichste Vollkommenheit zu sichern? Was alles hängt von ihnen ab? Worauf wirken sie zurück? Welchen Anforderungen müssen sie grundsätzlich entsprechen?

Auf derlei Fragen soll hier Antwort gesucht werden. Dabei wird eine möglichst geschlossene Übersicht erstrebt über sämtliche Gesichtspunkte, die Berücksichtigung verlangen, um im günstigen Augenblick ein Höchstmaß eigenen Grenzvorteiles zu erreichen. Das nämlich tut auch uns Deutschen endlich einmal bitter not, wie jeder Blick uns zeigt in unsere Geschichte voller Versäumnisse, Halbheiten und Rückschläge. Ob, wie sehr und in welchen Einzelschritten und Zeitmaßen derlei für uns wichtige Grenzsetzungen wirklich durchführbar sind, ist eine andere Frage. Auf sie gehen wir hier nicht näher ein. Wir beschränken uns auf die Fingerzeige, worauf es ankommt, um Grenzen hoher Leistungsfähigkeit aufzufinden. Zusammengefaßt ergibt dies eine Übersicht über die bei Grenzneusetzungen zu beachtenden Regeln, also eine Grenzsetzungskunde. Ihr Ziel ist, auf Grenzen möglicher Vollkommenheit aufmerksam zu machen.

Wir gehen hierbei von der Überzeugung aus, daß jede Außengrenze für ihren Staat ein besonders bedeutsames Wesensstück bildet, gleichsam seine Außenhaut. Viel Gelingen, Glück und Kraft in Frieden und Krieg hängt von der völligen Gesundheit und Zweckmäßigkeit dieser Außenhülle ab.

Dabei ist der Aufgabenkreis der Außengrenze ersichtlich ein doppelter: nicht nur nach außen, sondern ebenso auch nach innen hin. Unsere Untersuchungen müssen

darum beides umfassen: die Außen- und die Innenerfordernisse der vollkommenen Staatsgrenze.

•

Die Betrachtung der Außenerfordernisse der Staatsgrenze beginnen wir mit der Überlegung, daß jede Grenze eine in die Landschaft künstlich hineingesetzte Scheidewand darstellt. Hart zieht sie einen Trennstrich durch in Wirklichkeit trennungsloses Gelände. Einrichtungen, Rechte und Pflichten, Lebenszuschnitt, Brauch und Sprache sollen diesen Trennstrich im allgemeinen nicht überschreiten.

Dieses schroffe Anderssein sämtlicher Verhältnisse beiderseits des Trennstriches ist aber nicht von selber da, es muß geschaffen werden. Das jedoch verlangt Kraftaufwand, d. h. Einsatz von Sachen, Arbeit und Menschen, und zwar nicht nur einen einmaligen Errichtungsaufwand, sondern darüber hinaus einen dauernden Erhaltungsaufwand. Dieser häuft sich um so mehr und übertrifft damit schließlich den Errichtungsaufwand, je länger der Dauerzustand

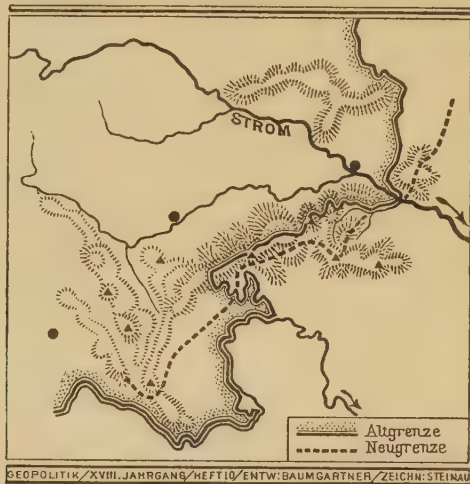


Abb. 1. Geradstreckung der Grenze mit besserer Geländeangepassung

währt, der durch die Grenzziehung erstrebt wird. Solcher Aufwand entsteht durch Grenzvermarkung, Zolldienst, Grenzüberwachung und Verkehrsbedürfnisse, schließlich aber auch durch alle Wehrmaßnahmen, die bis zur Anlage kostspieliger Wehrgürtel gehen können, wie wir am Westwall sahen.

Das wichtigste Mittel, diesen gesamten Grenzaufwand von vornherein niedrig zu halten, ist **Grenzkürze**. Darum ist alle Grenzbewegtheit durch Aus- und Einbuchtungen, Knitterstellen und Winkelwerk unvorteilhaft; sie verlängert die Grenze unnötig und verteuert ihre Errichtung und Erhaltung. Eine gute Grenze ist straff gestreckt; eckenarm, höchstens mit sehr stumpfen Winkeln, langhin geradlinig oder sanft gebogen, läuft sie möglichst glatt dahin (Abb. 1).

Diese Forderung nach Grenzkürze und Grenzglätte wird zumeist die Berücksichtigung von Anliegerwünschen ausschließen, bei der Grenzziehung ihre Anwesen dem einen oder dem anderen Staate zuzuschlagen; man kann ja etwa auch eine Autobahnstrecke nicht nach den Anliegerwünschen ausrichten. Die bisherige Winkligkeit und Weitschweifigkeit der Staatsgrenzen bezeugt vielfach eine gar zu willige Einzelberücksichtigung. Die künftige Grenzziehung wird sich hiervon freihalten müssen. Sie wird nur auf den einen Gedanken hinarbeiten, mit

Hilfe der örtlichen Gegebenheiten die eigenen Grenznotwendigkeiten und Staatsbedürfnisse aufs vorteilhafteste zu verwirklichen.

Eine andere Forderung hingegen stimmt mit unserem Grundsatz straffster Grenzglätte und Grenzkürze aufs beste überein, nämlich die Forderung nach Formgedrungenheit des eigenen Staatsgebietes. Alle Zerlappungen, schmalen Ausläufer, fremden Einschießel, Sporne und Zacken vermehren ja nicht nur die Grenzlänge samt dem von ihr abhängigen Grenzaufwand, sondern bilden überdies, besonders in Not- und Kampfzeiten, Ausgangspunkte für vielfältigste Schwierigkeiten und Gefahren. Vor allem können dort Fremdmächte angreifen, um an solch schwachen Stellen am Grenzgemäuer zu rütteln; vielleicht gibt doch ein Stück nach. Bloß eine glatte Mauer ohne wesentliche Vorsprünge bietet keine solchen Angriffspunkte. Nur Glätte gepaart mit Vorsprungslosigkeit kann darum unser Grenzvorbild sein.

Es handelt sich demnach offensichtlich darum, im Grenzgefüge keinerlei Lockerstellen zu dulden. Hierzu gehören aber nicht nur alle Grenzknitterungen und Gebietszerlappungen, sondern auch alle Grenzstellen mangelnder Geländeübersicht und unzureichender Verkehrseinbindung ins Hinterland.

Mangelnde Geländeübersicht läßt leicht Schlupfwinkel aufkommen für Schädlinge und lichtscheue Machenschaften, die von böswilligen Fremdmächten ausgenützt werden können. Gut liegt eine Grenze daher erst dann, wenn die Grenzlinie selbst im Gelände möglichst überall in guter Einsicht steht. Die nötige Lückenlosigkeit der Grenzüberwachung ist sonst undurchführbar. Waldgrenzen erfordern darum den Durchschlag breiter Grenzschnitten, Sumpfgrenzen brauchen Übersicht gebend hohe Grenzdämme, Sandgebiete wohlverfestigte Grenzwege. Winklige enge Schluchten behindern sowohl bei längs- als auch bei querlaufender Grenze die Sicht, so daß andere Stellen als Grenzträger gesucht werden müssen. Besonders übersichtsbehindert sind schließlich immer Grenzverläufe mitten durch bewohnte Siedlungen.

Sehr wertvoll hingegen sind ganzjährig begeh- oder befahrbare Grenzwege oder wenigstens Wegbaumöglichkeiten in sichtiger Grenznähe, um später einen grenznahen Weg anlegen zu können. Die beste Lösung ist ein weiter rückwärtslaufender zweiter grenzparalleler Weg, der überall dort Grenzeinblick verschafft, wo der eigentliche Grenzweg selbst übersichtsbehindert ist. Einer öfteren gleichzeitigen Parallelbegehung beider Wege kann dann wirklich nicht mehr viel entgegen. In ruhigen Zeiten können solche Grenzwege, besonders im Gebirge, zugleich auch als Bauern- und Wanderwege dienen.

Noch gefährlichere Lockerstellen des Grenzsaumes als Sichtmangelpunkte sind Toträume, d. h. Gebiete unzulänglichen oder uneingelebten Verkehrsanschlusses ans Hinterland.

Hierzu gehören vor allem jene Grenzzwischenräume, die nur über Stockungsstellen des Verkehrs erreichbar sind, z. B. über Straßen- oder Eisenbahnfahren, Schiffs- oder Schmalspuranschlüsse, Seilbahnen, Saumwege u. dgl. Solche Stellen sind ein Hindernis für jeden Massenverkehr. In Grenzzwischenräumen aber kann ein solches Hindernis über Nacht zur Staatsgefahr werden, wenn etwa plötzlich ein Krieg ausbricht, der einen Kriegsverkehr größten Ausmaßes gerade dort erfordert; Narvik wird für alle Zeiten ein Mahnmal solcher Verhältnisse bilden. Verkehrsstockungsstellen sind darum, besonders in allen Grenzzwischenräumen, so rasch und weitschauend als möglich auszumerzen. Brücken-, Tunnel-, Straßen- und Eisenbahnbauten müssen für glatt durchlaufende Landanschlüsse sorgen, die auf weite Sicht jedem Verkehrsansturme gewachsen sind. Notbehelfe in Grenzzwischenräumen sind Todsünden an der eigenen Kraft; morgen schon können sie Sargnägel des eigenen Bestandes sein.

Dauernd abtrennungsgefährdet sind, namentlich im Hochgebirge, alle vom Hinterland fort geöffneten Täler und Flußgebiete, die nur über schwierige Pässe, Schluchten oder Flüsse hinweg zugänglich sind. Ein etwa einzig vorhandener Fuß- oder Saumweg, selbst eine einzige Straße oder Eisenbahn, die vielleicht nicht volljährig betriebssicher ist, reicht nicht aus; Vereisung, Winterschnee, Lawinen, Felssturz, Hochwasser, Brückenschäden u. dgl. machen eine solche Einwegverbindung allzu unsicher. Entschlossene Nachbarn könnten derlei Verkehrsgebreen zu einem Gewaltstreich benützen, dessen Verluste uneinbringlich bleiben könnten.

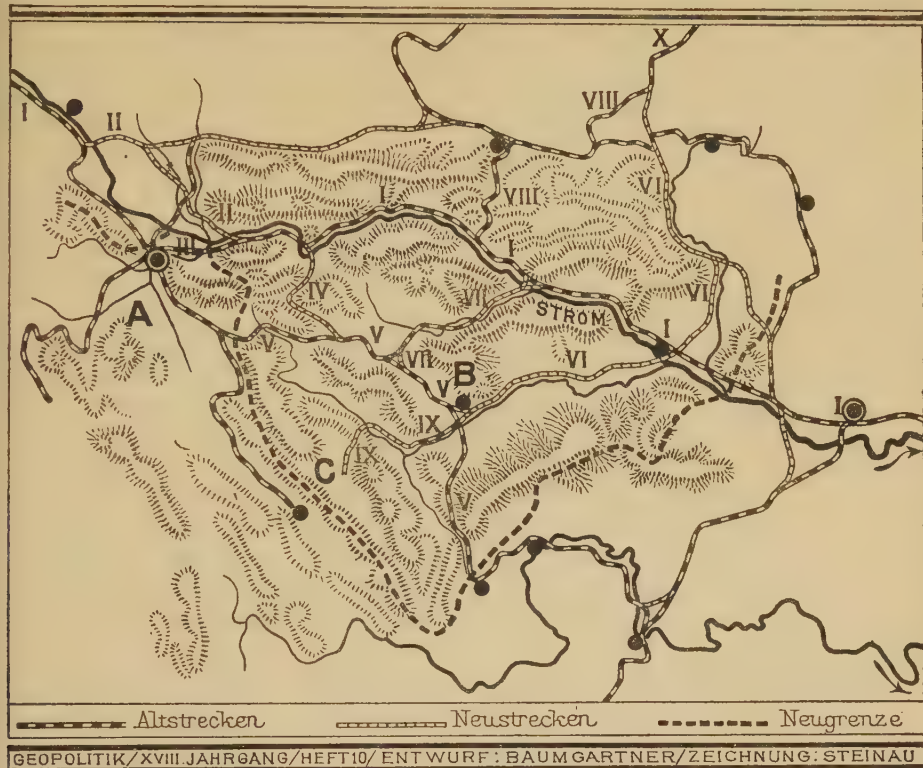


Abb. 2. Talsicherung durch ein vorgelegtes Vorfeld; Verkehrseinbindung dieses Vorfeldes ins Hinterland

Das Vorfeld BC sichert das Tal I; von außen her muß man stets mehrere Bergketten übersteigen, um an Tal I heranzukommen. Die durch den fremden Gebietskeil A unterbrochene Bahnstrecke I, III, I wird durch die auf eigenem Gebiet errichtete Neustrecke II wieder zusammengeschlossen. Das Vorfeld B erhält durch die Bahnstrecke I, II, IV, V, VI, X einen Durchgangsverkehr, der durch die Zubringerstrecke VIII, I, VII, V noch verstärkt wird. Die Strecke X, VI, IX bedient den Vorraum C.

Die eigenen Kräfte säßen dann dort in der Falle, während entsprechender Nachschub ausgeschlossen wäre. Derart verkehrsempfindliche Vorgebiete sollten darum überhaupt nur dann angeschlossen werden, wenn die Landesbeschaffenheit, die eigene Leistungskraft, die politischen Umstände und eine weitblickende Grenzziehung eine rasche und in jedem Falle ausreichende Verkehrseinbindung gewährleisten (Abb. 2). Dabei sind, besonders im Hochgebirge, nach Möglichkeit nicht bloß Zufahrtswege, also Sackgassen, vorzusehen, sondern im eigenen Gebiet verlaufende Durchgangsstrecken. Solche gewähren vielerlei Vorteile: sie schaffen zwei Zugänge statt eines einzigen, der immer irgendwie ausfallen kann; der Durchlaß gestattet, wie jede Gleisschleife zeigt, sehr viel höhere Verkehrsleistungen, noch dazu, bei entsprechendem Streckenausbau, mit gleichzeitiger An- und Abfuhr, was besonders im Kriegsverkehr ausschlaggebend sein kann; Durchfahrtswege machen ferner die friedliche Güter-

verteilung und -belieferung, das örtliche Marktwesen, den Arzt- und Feuerlöschdienst u. dgl. viel beweglicher; schließlich ziehen nur Durchfahrtsgelegenheiten den Fremdenverkehr an sich, der die Verkehrsanlagen langsam bezahlt macht, während Sackgassen im toten Winkel liegen. Können überdies über eigenes Gebiet Zubringerlinien in die Durchgangsstrecken eingezweigt werden, dann sind besonders günstige Verkehrsverhältnisse geschaffen. Bei der heutigen Technik kann zudem ein tatkräftiger und industriell hochstehender Großstaat all diese Verkehrswege mit Bestimmtheit ganzjährig bequem und betriebssicher und überdies landschaftlich genüßreich ausgestalten.

Zum Festhalten derart vorgeschobener Posten aber braucht man entsprechend viele Menschen, die an Ort und Stelle selber leben. Darum ist streng zu beachten, daß solche Vorgebiete nur genügend besiedelbar und genügend groß aus der Landschaft herausgegriffen werden. Nur dann können sie die nötigen Siedlungen selbst enthalten oder künftig errichten lassen, um eine hinlänglich zahlreiche bodenständige Bevölkerung und die für einen ersten Anprall erforderlichen Wehr- und Betriebskräfte sicher zu beherbergen. Ohne einen derartigen Siedlungsrückhalt kann von einer Dauerbehauptung solcher Vorgebiete keine Rede sein.

Mit der Herstellung bequemer Verkehrsanschlüsse solcher Vorgebiete über alle natürlichen Hindernisse hinweg ist es aber allein noch nicht getan. Der Verkehr ins künstlich angeschlossene Hinterland muß vielmehr auch noch voll eingelebt werden. Kluge Ortswahl bei der Einrichtung der nötigen Absatz-, Einkaufs- und Vermittlungsstellen, der Behörden, Schulen und Heilstätten, bei landschaftlich passenden Sport-, Kunst- und Feierveranstaltungen, bei der Verteilung der Wehrmachtsstandorte u. dgl. muß diesen Verkehr ständig in Fluß und Gewöhnung erhalten. Dadurch entstehen fest eingefahrene Beziehungen, die nicht leicht mehr abgeschafft oder verlagert werden können.

Nur bei Einhaltung all dieser Vorbedingungen kann man die Einbeziehung auch verkehrsabgewandter Vorgebiete verantworten, wie etwa die von Hochgebirgstälern jenseits von Wasserscheiden. Auf im Ernstfalle unhaltbare Halbheiten hingegen verzichte man lieber von vornherein.

Besonders gefährliche Lockerstellen liegen schließlich immer dort, wo die Staatsgrenze aus Wirtschafts-, Verkehrs-, Gelände- oder Wehrgründen über die eigene Sprachgrenze hinaus auf fremden Volksboden übergreifen muß. Eine fremde, nach auswärts versippte, vielleicht sogar feindlich gesinnte Bevölkerung auf gefährdetem Außenposten zu haben, die alle eigenen Maßnahmen beobachtet und nach auswärts berichtet, ist mißlich.

Das einzig sichere Mittel, derlei volklich-sprachliche Lockerstellen endgültig auszumerzen, ist darum die rasche und restlose Vorschiebung der eigenen Volks- und Sprachgrenze bis an die notwendige Staatsgrenze selbst. Alle Handhaben der Verwaltung, Zuwanderung, Einvolkung und Umsiedlung sind dabei nachdrücklichst dieser Sprachgrenzvorschiebung dienstbar zu machen. Sie muß in absehbarer Zeit eine jedem Ansturm gewachsene Volksgrenze dort herstellen, wo die Staatsnotwendigkeiten sie fordern. Jedenfalls werden alle solchen Neubildungsstellen der Volksgrenze auf lange hinaus schärfste Aufsicht und großzügige Stützung verlangen.

Damit wenden wir uns von den bisher behandelten Fragen der Begradigung und der Lockerstellen des Grenzverlaufes anderen Grenzmängeln zu. Derlei Lagenmängel äußern sich besonders als Druck- und als Trenngrenzen.

Von einer Druckgrenze sprechen wir, wenn an empfindlichen Grenzstellen der Nachbar Wehrüberlegenheit besitzt oder nach seinem Belieben dort Verkehrs- und Wirtschaftstörungen erzwingen kann. Darum sollten grenznahe liegende Einsichtspunkte und beherrschende Höhen, talsperrende Berge und Engpässe, Einfallspforten und Landengen, entscheidende Ufer- und Küstenstrecken, ufernahe Inseln u. dgl. nie vor der eigenen Grenze in fremder Hand verbleiben, sondern stets ins eigene Gebiet einbezogen werden. Ebenso ist es mit Talzügen, die unweit der eigenen Grenze zu dieser parallel laufen; bezöge man sie nicht ins eigene Gebiet mit ein, dann böten sie Gelegenheit, daß in unruhigen und Kriegszeiten dort langgestreckte

gegnerische Wehrlinien entstünden und bedeutende gegnerische Kräfte in breiter Front bereitgestellt und vor den eigenen Linien hin und her geworfen werden könnten, was eine schwere Wirtschaftsknebelung breit anliegender eigener Gebiete und die Dauerfesselung starker eigener Kräfte bedeutete. Auch über die Grenze hinwegstreichende Bergbauggebiete können gefährliche Grenzbedrohungen darstellen, wenn untertags grenzüberschreitende Verbindungen bestehen oder leicht herstellbar sind, was zu allerlei Machenschaften, ja zu schlimmsten Überumpelungen benützt werden kann. Aus Sicherheitsgründen sind daher derlei Bergbauggebiete stets in vollem Umfange in eigenen Besitz zu bringen; auch wirtschaftlich sind sie viel besser ausnützbar, wenn eine einzige Hand den Gesamtbesitz klar umschließt. Gefahrenpunkte bilden immer aber auch randnahe grenzparallele eigene Durchgangsgebiete, wie etwa grenzparallel laufende eigene Tälzue, namentlich im Hochgebirge; sie können von den Flanken her über seitliche Pässe leicht überfallen werden, so daß der eigene Durchgangsverkehr, der besonders im Kriege wichtig sein kann, dort abgequetscht wird.



All das erfordert, um derlei Bedrohungen überhaupt nicht erst zustande kommen zu lassen, vorbeugende Gegenmittel. Das sicherste ist der Gedanke der alten Grenzmark: die Verstärkung aller irgendwie gefährdeten Grenzstellen durch vorgelagerte ausreichend große und wehrfeste eigene Vorfelder (vgl. Abb. 2). Diese müssen vor allem winter- und kriegssichere Verkehrsanschlüsse nach rückwärts ermöglichen, zugleich aber auch die nötigen Siedlungsrückhalte umfassen, ohne jedoch dabei zu Gebietszerlappungen und Grenzümschweifen zu führen. Einsichtgebende Höhen sind stets in die Vorfelder mit einzugliedern. Zur Verhinderung von Fernbeschuß darf die Vorfeldtiefe nach allen Richtungen hin nur in Ausnahmefällen das Mindestmaß von rund 40 km unterschreiten. Der Vorgriff muß stets so weit gehen, daß überall starke Wehrlinien in mehrfacher Hintereinanderstaffelung möglich sind, die ebenso sehr als Ansatzpunkte der eigenen Verteidigung wie auch eines unhemmbaren eigenen Vormarsches dienen können (Abb. 3).

An Hochpässen, die derzeit unbefahrbar sind und dies voraussichtlich auch immer bleiben werden, genügen bloß seichte Grenzvorgelagen mit Einschluß der beiderseitigen Eckberge und des Sattelabstieges bis zur Abbruchskante ins Tal hinab. Wenn ein Paß jedoch bereits befahrbar ist oder voraussichtlich befahrbar gemacht werden kann, muß das Paßvorfeld stets ein wehrentsprechendes Stück des jenseitigen Paßabstieges mitenthalten; wo Untertunnelungen schon vorhanden oder vorauszusehen sind, muß das Vorfeld jedenfalls den gegenwärtigen oder künftigen

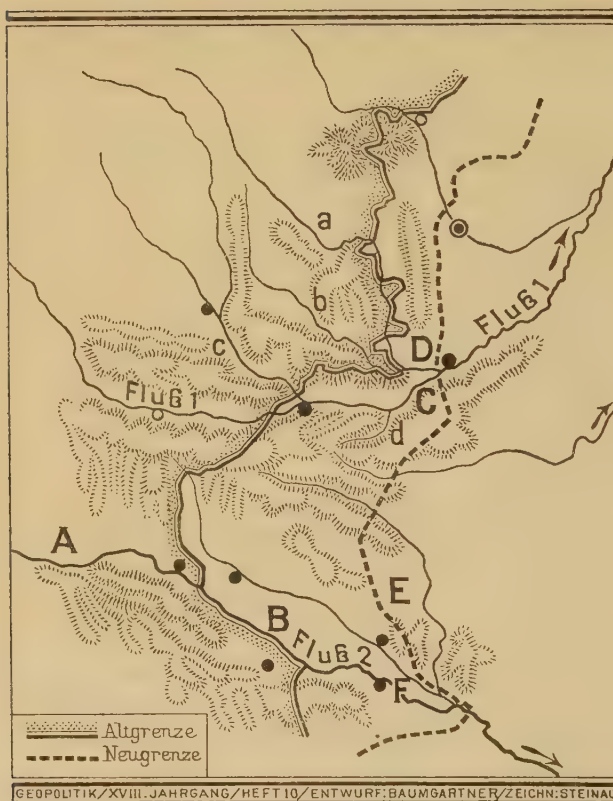


Abb. 4. Grenzsicherung von Flußaustritten

Der durch die Altgrenze aufgerissene Fächer von Nebentälern a, b, c, d des Flusses 1 wird durch die Neugrenze wieder zusammengeschlossen; dabei wird auch die Wirtschafts- und Verkehrsbrauchbarkeit des derzeit völlig grenzzerstückelten Unterteiles des Tales a wieder hergestellt.

Am Fluß 2 wird dem zukunfts wichtigen Talbecken A das sicherungswichtige und überdies fruchtbare Vorbecken B vorgelegt.

An beiden Flüssen werden beckenabriegelnde Flußporten als Grenzträger gewählt, am Fluß 1 die Doppelpforte C, D, am Fluß 2 die Doppelpforte E, F.

jenseitigen Tunnelmund samt einem wehrentsprechenden Vorgelände davor breit mitumschließen. Grenzparallele Täler wiederum erfordern, besonders im Hochgebirge, stets die Eingliederung auch noch des nächstvorliegenden Paralleltales; ebenso verlangt bei grenzwärtslaufenden Tälern der Schutz eines ihrer Talbecken, daß auch noch das nächstäußere Talbecken voll umfaßt wird (Abb. 4). Die Talüberquerungen selbst erfolgen am besten rechtwinklig zur Talrichtung; wenn das Gelände oder andere Rücksichten es vorschreiben, sind derlei Talüberquerungen jedoch im Vorsprunge durchzuführen mit breiteckiger Grenzverankerung in beiden Talflanken, niemals aber im Rücksprung. Ängstlich zu klein gewählte Vorfelder sind schädliche Halbheiten. Ungerechtfertigt große Vorgriffe wird man allerdings auch vermeiden; sie ergeben eine unnötige Belastung. Aus Gründen der Grenzglätte, der Verkehrssicherheit und des Siedlungs-

rückhaltes wird man nebeneinander befindliche kleinere Vorfelder nach Möglichkeit sofort zu einem dem Schutzgebiet breit vorliegenden einzigen Vorgürtel zusammenschließen. Nur das gestattet es dann, sämtliche Vorfeldkammern durch ein so lückenloses Netz abschnürungsfester Längs-, Quer- und Schrägverbindungen zusammenzuknüpfen, wie es die Wehrsicherheit der Gesamtgrenze verlangt.

Will man zu große Vorgürtel vermeiden, weil dies etwa allzuviel Fremdboden einbezüge, dann besetzt man durch mehrere kleinere Vorfelder wenigstens alle wesentlichen Zugänge zu dem nichtbesetzten Gebiet. Doch darf durch diesen Verzicht keine nun etwa gegen den Verzichter gerichtete nachbarliche Druckspitze entstehen. Dies verhindert man durch passende Lage der eigenen Vorfelder. Sie müssen den Nachbarn mit der Gefahr völliger Abschnürung seiner Zugänge zu einer Druckspitze bedrohen. Am besten erreicht dies eine eigene Zangenstellung durch 2 einander gegenüberliegende eigene Vorfelder an der Wurzel der nachbarlichen Druckspitze; man kann diese dann nötigenfalls abzwicken.

Trenngrenzen liegen vor, wenn von Natur aus einheitliche Räume durch eine Grenze künstlich zerteilt werden. Das unterbindet die Lebenskraft und verdammt solche Räume zu einem Kümmerdasein. Wir Deutsche kennen von Versailles her Trenngrenzen zur Genüge. Besonders bedrohen sie inselartig in sich geschlossene Räume, wie etwa Tal- oder Seelandschaften, oder einander benachbarte Ergänzungsräume, wie beispielsweise aneinandergrenzende Landbau- und Fischereigebiete einerseits und Großstädte, Bergbau- und Industriegebiete anderseits, oder aber vom Mutterboden losgetrennte Volksbodenstücke.

In all solchen Fällen hat die Grenzziehung den bedrohten Zusammenhang zu schützen bzw. wiederherzustellen. Besonders der einheitliche Volksboden muß vor allen Zerstückelungen und Randverlusten bewahrt werden. Innerlich einheitlichen Räumen ist ihre Unzertrenntheit, aneinanderstoßenden Ergänzungsräumen ihr Beisammenbleiben zu sichern. In wehrlicher und wirtschaftlicher Hinsicht ist bei alledem auch auf ausreichende Verkehrsversorgung mit bestehenden bzw. herstellbaren Eisen- und Autobahnen, Straßen, Schiffahrtsmöglichkeiten, Kanalstrecken und Fernleitungen zu achten; vor allem sind die Scheitel-, Verzweigungs- und Kreuzungsstellen fest in eigene Hand zu bringen. Von besonders empfindlichen Stellen ist die Grenze auch besonders weit abzurücken.

Eine gefährliche Einheitlichkeitsstörung, namentlich von Tallandschaften, entsteht durch Wasserlaufgrenzen, die einen Bach, Fluß oder Strom entlangziehen (Abb. 5). Sie können Verkehr und Wirtschaft bedrohlich abdrosseln; die Elsässer Rheingrenze und die Weichselgrenze im ehemaligen polnischen Korridor haben dies deutlich genug gezeigt. Wasserlaufgrenzen sind daher nur Notauskunftsmittel, die nur kurzstreckig und in Nebengebieten angewandt werden dürfen. Und wenn schon, dann stets nur als Wassermittengrenzen, die in der Längenmitte der Niederwasserrinne des — womöglich begradigten und verbauten — Hochwasserbettes verlaufen, nicht aber Stromstrichgrenzen, die weder im Gelände noch auf der Karte festliegen.

Besonders empfindlich gegen jegliche Grenzbelligung sind Täler und Flußgebiete, vor allem im Hochgebirge. Dort greift alles viel zu sehr ineinander, als daß man ohne Schädigung eines vom anderen durch eine Grenze trennen könnte. Die oberen Talgebiete sind eng, ertragsarm, wildwassergefährdet, verkehrsbehindert, aber wasserreich und wasserkraftgesegnet, die unteren haben fette Böden, Schiffahrtsmöglichkeit, genügend Raum für Stadt-, Industrie- und Verkehrsanlagen, hängen aber im

Wasserhaushalt aufs stärkste von den oberen Talteilen ab und beziehen von dorthier gewaltige Kraftzuschüsse. Nur ein vollkommen grenzunbeschwertes Tal kann alle hier nötigen und möglichen Ausgleiche schaffen, Trenngrenzen unterbinden sie; das führt unfehlbar zu Rückschritt und Verarmung. Schon talüberquerende Grenzen verwehren den Ausgleich zwischen Ober- und Unterland, lassen aber wenigstens jeden Teil in sich geeint. Wasserlaufgrenzen hingegen ziehen einen Längsriß mitten durch sämtliche Talteile, keine Talkammer bleibt verschont, jede einheitliche Regelung ist von Grund aus verhindert. Wie könnten ohne Grenzbehelligung Verkehrs-



Abb. 5. Wasserlaufgrenze

Der Talboden des Stromes 1 verliert durch die ihn der Längsmitte nach zerschneidende Grenze seine natürliche Wirtschafts- und Verkehrseinheitlichkeit.

strecken, Siedlungsgebiete, Industriewerke und Landbauflächen sinnvoll verteilt, Brücken, Wildwasserschutz, Gerinnebegradigungen, Stauanlagen zur Wasserregulierung und Kraftgewinnung, Bewässerungs- und Entsumpfungsbauten errichtet, Schiffahrtsrinnen, Fischerei und Teichwesen geregelt, Kanäle, Hafenbecken, Trink- und Abwasseranlagen ausgebaut werden! Ein grenzerstückeltes Tal aber erreicht in alledem nur kümmerliches Flickwerk. Um Täler und Flußgebiete führe man daher Grenzen nur schonend herum.

Damit lernten wir die Notwendigkeit sorgfältiger Geländeanpassung bereits bei zwei Grenzarten kennen, bei der Talquergrenze und der Wasserlaufgrenze. Die letztere erwies sich als besonders störend.

Die solchen Störungen entgegengestellte Forderung nach Wahrung der Taleinheitlichkeit führt von selbst auf die weitere Grenzart der Wasserscheidengrenze. Sie ist die bei weitem schonendste und ausgleichendste Grenzart. Sie schmiegt sich in Siedlung, Wirtschaft und Verkehr am unaufdringlichsten ein und verursacht im Alltagsgetriebe die geringsten Störungen. Darum gilt sie überall als

die Grenzart größter Gerechtigkeit. Man wird deshalb trachten, Landgrenzen so weit als irgend möglich als Wasserscheidengrenzen zu ziehen. Nur unter dem Zwang besonderer Gründe wird man von dieser Regel abweichen, und auch dann nur auf tunlichst kurze Strecken. Einen Mangel hat die Wasserscheidengrenze aber doch: sie ist oft gar zu weitläufig. Die Wasserscheide selbst ergeht sich nämlich häufig in weit ausholenden vielgewundenen Zacken. Das verstößt gegen den Grundsatz der Gebietsgedrungenheit und Grenzglätte.

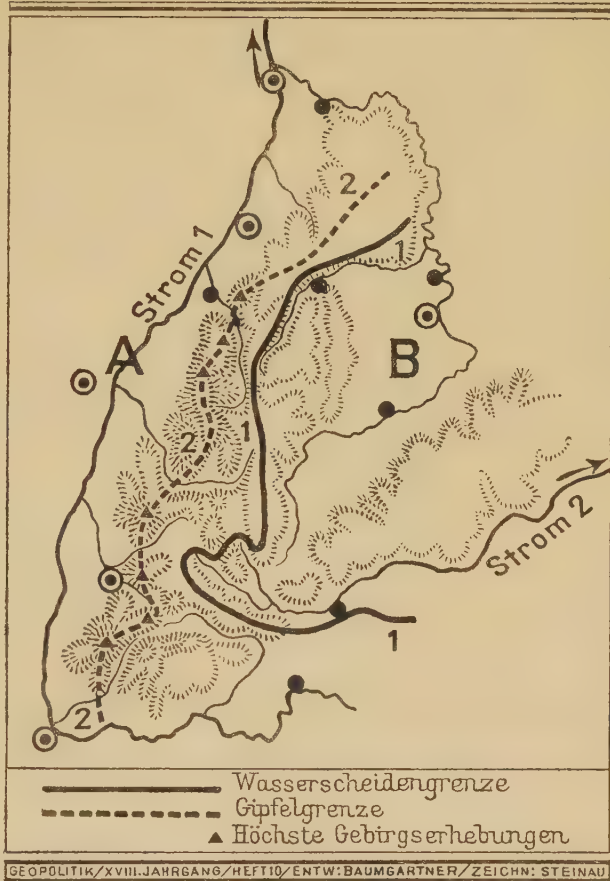


Abb. 6. Wasserscheiden-grenze und Gipfelgrenze

Die Höchsterhebungen liegen westwärts der Wasserscheide. Die Wasserscheidengrenze 1, 1 bevorzugt das Außengebiet A gegenüber dem Binnengebiet B; B wird von A beeengt und umklammert, A hat jedoch die Haupthindernisse des Gebirgswalles hinter sich, ist gegen B hin im Abstieg und hat vollen Einblick nach B, dieses aber nicht nach A. Ein Verlust von A würde B schwer betreffen. Die Gipfelgrenze 2, 2 gibt hingegen dem Binnengebiet B das Übergewicht über A; B ist nicht mehr umklammert und verfügt über vollen Einblick und Abstieg nach auswärts.

Der Vorteil der kleinsten Alltagsstörung liegt bei der Wasserscheidengrenze aber auch nur dort, wo Siedlung und Alltagsleben sich hauptsächlich an die Talböden halten. In einem Hügellande mit Sumpftälern hingegen, wie etwa in den untersteirischen Windischen Büheln, ist es gerade umgekehrt; dort ist Siedlung, Wirtschaft und Verkehr überwiegend auf die Hügerrücken verlegt. Darum ist dort, solange noch ungenügend entsumpft ist, die wenigststörende und deshalb gerechteste Grenze die Wasserlaufgrenze, die die Wasserscheiden auf kürzestem Wege überspringt. Sie ersetzt dort die sonst so vorteilhafte Wasserscheidengrenze.

Gerechtigkeit allein aber reicht leider nicht immer aus, besonders nicht in unruhigen Zeiten und neben Nachbarn, die zu Mißgunst, Übergriff und Großmannssucht neigen oder sich für fremde Zwecke als Störenfried vorspannen lassen. Dann hat man keine andere Wahl, als, statt nach Gerechtigkeit, besser nach eigener Stärke

und Überlegenheit zu trachten. Das allein wahrt dann Ordnung, Sicherheit und Frieden. Dann braucht man statt gerechter eben überlegene Grenzen. Die halten ohne viel Aufhebens unruhige Nachbarn von vornherein in Schach.

Diesem Gedanken der überlegenen Grenze nähert sich zunächst die Gipfelgrenze. Sie verbindet tunlichst geradlinig und kurz die aufeinanderfolgenden Höchstpunkte eines Gebirgszuges oder Geländerückens, läßt aber solche, die als Ausreißer völlig abseits der übrigen Gipfelinie liegen, außer Betracht; Täler, die diese Gipfelinie durchbrechen, werden frischweg abgekappt. Das macht die Grenze besonders kurz und glatt, das eigene Gebiet besonders gedrungen. Daneben sichert

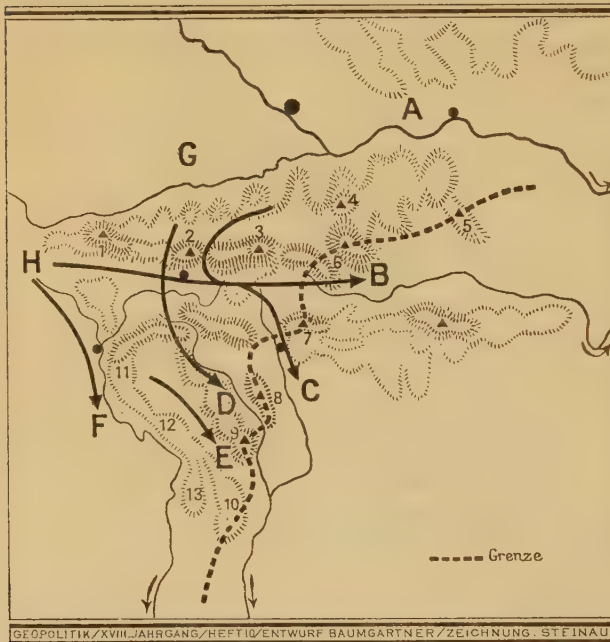


Abb. 7. Außenhanggrenze

Die Grenze liegt nicht auf den Hauptkämmen 1, 2, 3, 4 und 11, 12, 13, sondern auf den Vorbergen 5, 6, 7, 8, 9, 10. Dadurch ist das Herankommen an die Hauptpforten A und F mehr als nur einmal verriegelt; zugleich ist das wirtschaftswichtige Gelände um 4 vor Grenzbehelligung bewahrt, der ähnlich wertvolle Raum südlich von 2 ist geschützt, die Einsicht in die eigenen Räume G und H ist verwehrt und die Talausgänge B, C, D, E liegen fest in eigener Hand.

diese Grenzart aber auch die beste eigene Geländeübersicht und überläßt nie einem Nachbarn allein den Besitz der höchsten und darum weitschauendsten und widerstandskräftigsten Geländepunkte (Abb. 6).

Noch besser in letzterer Hinsicht ist die vorverlegte Gipfelgrenze. Sie greift ins Vorgelände der Gipfelinie hinaus, so daß auch schon die Außenhänge der Gipfelinie zum Eigenbesitz zählen. Darum nennt man vorverlegte Gipfelgrenzen auch kurz Außenhangsgrenzen. Diese Vorverlegung bringt den Wehrwert der Gipfelinie erst voll zur Geltung. Der Nachbar ist durchwegs in die Tiefe und Enge hinabgedrängt, wo er sich nirgends entfalten kann und stets unter Aufsicht steht; das stellt etwaige nachbarliche Überheblichkeits- oder gar Angriffsabsichten unter stark abkühlende Vorbelastung und ergibt dadurch eine heilsame Dauerdämpfung. Selbst hingegen steht man sowohl zur Verteidigung wie zu eigenem Vorstoß überall in den günstigsten Ausgangsstellungen. Die Außenhangsgrenze ist darum die Grenze der Starken; sie sichert nicht bloß den Frieden, sondern zudem die eigene Entschlußfreiheit (Abb. 7).

Besonders vorteilhaft ist eine so weite Vorverlegung, daß nicht nur eine, sondern gleich mehrere hintereinandergestaffelte Wehrlinien vor der Gipfelflinie liegen, wodurch diese das Schwergewicht einer Hauptwiderstandslinie erhält. Erleichtert wird die Auswahl eines solchen mit Wehrlinien mehrfach durchziehbaren Vorfeldes überall dort, wo ein Gebirgszug oder Landrücken treppenartig oder in mehreren Höhenwellen in eine Niederung absinkt, wie dies etwa beim Westhang des Wasgenwaldes zutrifft. Jedenfalls wird man trachten, solch eine Vorverlegung, um einen jenseitigen Siedlungsrückhalt zu gewinnen, sofort bis an einen besiedelbaren Abbruchsrund voranzutreiben.

Abb. 8. Vorfeldgrenze

Die Grenze ist nicht auf die Wasserscheide 1, 1, 1 verlegt, sondern auf Höhenrücken jenseits jenseitiger Täler vorgeschoben. Durch das so geschaffene Vorfeld wird fremde Gebirgsüberschreitung erschwert und fremde Einsicht in den eigenen Raum A, A verwehrt. Hingegen sind alle Gebirgsübergänge samt ihren jenseitigen Abstieg und Talausgängen sowie beiderseitige Gebirgsumgehungswege a, b in eigener Hand; dazu kommen überdies noch 2 Längswege c, d im jenseitigen Gebirgsvorlande.



Noch einen Schritt weiter als die Außenhanggrenze geht die Vorfeldgrenze selbst. Sie legt vor alle wichtigen eigenen Grenzstellen, die durch fremden Grenzdruck gefährdet würden, gleich so große Vorräume, daß, bei leistungsstarker Verkehrseinbindung ins Hinterland, in ruhigen Zeiten eine gewisse Selbsterhaltung der dortigen Bevölkerung und in Kriegzeiten eine Dauerbehauptung durch die Wehrmacht gewährleistet ist. Alle hierbei zu beachtenden Einzelheiten wurden bei der Besprechung des Grenzfehlers Druckgrenze bereits ausführlich behandelt (S. 566). Dort wurde vor allem vor zweckwidrig zu kleinen Vorfeldern gewarnt und diesem Fehler gegenüber auf die Möglichkeit verwiesen, dem zu schützenden eigenen Gebiete statt vieler kleiner Vorfelder, die zudem eine arg zerklüftete Grenze ergäben, lieber einen einzigen breit zusammenhängenden Vorgürtel vorzulagern, der alle Bevölkerungs-, Verkehrs- und Wehrbedingungen eines starken Grenzvorraumes bequem erfüllt. Natürlich muß die Bevölkerung dieser Vorräume selbst in aller Treue zum eigenen Staate stehen. Im Dienste des eigenen Staatsganzen wird sie sich freilich stets auf ein hartes Grenzerdasein gefaßt machen müssen. Sie hat, sowie es unruhig zu werden beginnt, immer den ersten Anprall auszuhalten (Abb. 8).

Darüber nämlich muß Klarheit herrschen: sowie eine Grenze die dort erlangbaren Vorteile ungleich bemißt, entsteht auf der schlechter beteiligten Seite sofort Gegendruck. Es handelt sich daher darum, diesen Gegendruck niemals allzu scharf herauszufordern und ihn nie zur Betätigung kommen zu lassen. Der Druck der überlegenen eigenen Grenze darf deshalb nie allzu kraß ausfallen und nicht etwa in plumper Weise nachbarliche Alltagsnotwendigkeiten unmittelbar bedrohen. Bescheidene Ansatzpunkte, von denen aus die eigene Überlegenheit bei Bedarf ins Spiel gesetzt werden kann, genügen. Vor allem aber wird man fremde Volksgrenzen nicht unnötig und niemals allzuweit überschreiten; wenn es doch irgendwie unerläßlich ist, dann ist mit einem Schlage immer auch die eigene Volksgrenze sofort der neuen Staatsgrenze nachzuschieben. Diese einmalige Operation verheilt schließlich doch, so schmerzlich sie im Augenblick auch sein mag, wenn sie nur so sauber geführt wird, daß keine fortschwärenden Reste zurückbleiben und das Leben sofort seinen Alltagsgang wiederfindet. Die Erörterung dieser Grenzvorlegung muß allerdings in jeder Weise unterbunden bleiben.

Freilich darf nur ein seine Umgebung in jeder Weise gewaltig überragendes Volk sich erlauben, für sich ein paar Grenzvorteile mehr zu beanspruchen als es seinen Nachbarn zubilligt. Das setzt die Gewähr voraus, daß die soeben günstige eigene Stellung nicht einem Zufallstreffer entspringt, sondern eine Dauererscheinung darstellt, die sich auf einen bleibenden Vorrang der eigenen Volkszahl, Leistungsfähigkeit und Kulturhöhe gründet. Nur dann wird die durch die erlangte Vorzugsgrenze miterreichte Vorzugsstellung über alle Zukunftsfährlichkeiten hinweg so lange unerschüttert durchgehalten werden können, daß sie als gewohnte Selbstverständlichkeit keinen Streitgegenstand mehr bildet.

Eine nicht auf gediegene eigene Überlegenheit, sondern nur auf vergängliche Zufälligkeiten gegründete Vorzugsstellung hingegen muß einmal wieder zum Zankapfel herabsinken und daraufhin vergehen. Derlei erleben wir ja soeben an den in Wirklichkeit für ihre angemäße Führerrolle viel zu schwachen westlichen Randmächten Frankreich und England; sie verdankten nicht der eigenen Überlegenheit ihren Weltmächtaufstieg, sondern nur der günstigen Gelegenheit deutscher Selbstzerfleischung in jahrhundertelangen Fürsten- und Glaubenskriegen¹⁾.

1) Dieser Aufsatz ist ein Vorabdruck aus der Schrift gleichen Titels, die als Heft 21 der „Schriften zur Geopolitik“ in Kürze im Kurt Vowinkel Verlag erscheint (RM. 1.—).

* * *

Streiflichter auf den atlantischen Raum

Kein größerer Irrtum könnte uns wehrgeopolitisch begegnen, als wenn wir versuchten, die Osträume vom Weißen bis zum Schwarzen Meer mit westeuropäischen Maßstäben zu beurteilen.

Es ist nicht nur die Entwicklungslänge an sich, die uns zum Abgliedern zwingt, mindestens zu jener raumpolitischen Dreiteilung nach Heeresgruppen und Flügelhandlungen, wie sie die deutsche Heeresleitung vorgenommen hat, und zum Herausheben des persönlichen Wesens der Einzelkriegsschauplätze, wenn wir der individualisierenden Leistung der einzelnen Heeresteile und der Gesamtschau der obersten Führung so gerecht werden wollen, wie es die Kriegsgeschichte tun wird.

In ihr heben sich, vom rechten Flügel ab geordnet, pontische Küste und Ukraine, Rokitnogegebiet, unmittelbare Vorstoßlinie über das so oft umkämpfte Smolensk, süd- und nordbaltisches Kampfgebiet und endlich die finnische Seenlinie und Murmansk mit Kola als grundverschieden zu behandelnde Teilräume heraus; ihnen entsprechen die großen Einmarsch-Schlachten und ihre Folgewirkungen.

Voll verstanden ist die Zwangsläufigkeit ihrer Flügelwirkung am pontischen Rand in Rumänien und beim Vordringen gegen Murmanbahn und Weißmeerkanal in Finnland; nicht ganz auf der gleichen Höhe wehrgeopolitischer Einsicht scheinen die mehr binnenwärtigen Gebiete, Ukraine im Süden, baltische Kleinvölker im Norden des riesigen dynamischen Vorgangs. Sehr weitab von dem Begreifen nordeuropäischer Gesamtnotwendigkeiten scheinen breite Kreise in Schweden, die nicht begreifen, welche Vorkämpferrolle des nordischen Gedankens Finnland zufallen muß, wenn Stalin, wie er in Washington hat drohen lassen, Kola, Karelien, den Militärdistrikt Leningrad-Petersburg, Moskau und die Ukraine aufzugeben genötigt ist. Denn auch im Norden gilt doch wohl und galt für Schweden in vergangenen großen Tagen seiner Geschichte: „Und setzt Ihr nicht das Leben ein — nie wird Euch das Leben gewonnen sein!“ — Finnland hat sein Leben eingesetzt — mit sehr vielen, für die kleine Volkszahl doppelt kostbaren Einzelkämpferleben —, zum drittenmal binnen eines Menschenalters, um sich ein Leben in Freiheit und Würde zu retten. Es weiß, daß ihm von Mitteleuropa aus dreimal dabei ehrlich und selbstlos geholfen worden ist, von Schweden als Ganzem aber nicht, so prächtige Einzelne es aus ihrem skandinavischen Denken gesendet hat. Fisch- und Walddreichtum, die gewaltigen Eisenlager am Imandra, Nickel und Kupfer werden dem Kolagebiet, wenn es erst einmal für arbeitstüchtige Nordländer sicher ist, mit einer am Stalinkanal festliegenden Grenze, durch die großen Seen und das Weiße Meer geschützt, mit der Murmanbahn als östlichem Rückgrat einen Auftrieb geben, der den hohen Einsatz rechtfertigt.

Ähnlich, wie der nordische Flügel, sieht der südliche, rumänische in weiter Schau Zukunftsmöglichkeiten raumweiter Rückgewinnung, die sich in Bessarabien und Bukowina schon vollzogen hat, aber erst sicher ist, wenn Europa wieder eine feste und klare Ostgrenze haben wird.

Das ist unmöglich, wenn der Traum der angloamerikanischen Westmächte von einer starken Sowjetunion in ihrer gegenwärtigen Form Gestalt gewonnen hätte

(Aftonbladet, 4. 8. über die „letzte Karte“ im Spiel um das Festland). Dringt schließlich doch auch in Schweden die Einsicht durch, daß dieser westliche Wunschtraum den Preis stark aus nordischem Fell entrichten müßte?

Hat etwa das Zurückgleiten der schwedischen Presse in Finnland mit solchen Einsichten zu tun? Begreiflich ist, daß die Finnen nicht gern sehen, wenn bei ihnen in einem Kampf ums Dasein vom nordischen Bruder aus flau gemacht wird.

Auf dem andern Flügel rechnet man sich neben allem Schwung des Mitkämpfens doch aus, daß Rumänien mit Bessarabien und der Nordbukowina 1605 km, d. i. 21,5% seines Eisenbahnnetzes, und über 16500 km Straßen, etwa 24% dieser Verkehrsadern wiedergewinnt. Als freundliche Schicksalsgabe steht dazu auf Grund von Zinnerbefunden (Alba, Valea Dosului) Quecksilberautarkie für normalen Bedarf in naher Aussicht.

So zeichnen sich geopolitisch zwei starke Flügelbastione Europas im Norden und Süden ab, die ganz genau wissen, daß ihre Widerstandskraft mit dem festen Halt der Mitte des Erdteils steht und fällt; eine solche Einsicht hat noch immer klare geopolitische Verhältnisse geschaffen und begünstigt Standfestigkeit im politischen Gefüge, wozu ganz gewiß auch der Ausbau Bulgariens und die volkspolitische Flurbereinigung des Westbalkans beigetragen hat, wenn auch dort ein vollkommener Ausgleich der zerlappten Grenzen unmöglich ist.

Eine Atlantik-Erklärung, bei Gelegenheit des Zusammentreffens von Churchill und Roosevelt im Nordatlantik auf See an Bord von „Prince of Wales“ und „Augusta“ ausgeheckt, und die Rückkehr des portugiesischen Staatspräsidenten Carmona von einer stillen, aber wirksamen atlantischen Tat mit starkem Widerhall in dem totalitär und gut regierten Brasilien über den Südatlantik hinweg sind zeitlich in den Hundstagen fast zusammengefallen (vom 10. 8. 1941 ab). (Vgl. auch A. Kühns Aufsatz: „Zum Begriff der ‚Westlichen Hemisphäre‘“. Zeitschr. Ges. f. Erdkde., Heft 5./6. 41. Aug. S. 222.)

Es war lehrreich, den Wortfolgen aus dem Nordatlantik die deutliche Abwehrgeste aus dem Südatlantik gegenüberzustellen. Sie sagte doch wohl, daß Carmona nicht nur von Lissabon nach den Azoren von Portugal nach Portugal gefahren war, sondern auch, daß die von Vargas gelenkte Großmacht in Rio sich ihres portugiesischen Kulturzusammenhangs erinnern wollte, klarer noch, als die doch weit mehr als rund 47 Millionen zählenden Kulturfreunde der „Hispanità“ in Südamerika.

Was aus dem Nordatlantik an Worten klang, bot wenig Neues, das nicht schon früher den Sirenenharfen angloamerikanischer Propaganda entströmt wäre: Keine territorialen Wünsche, Selbstbestimmungsrecht — (Indiens, Thailands, Malayas?) — Achtung der Rechte, der Freiheit und der Souveränität aller durch alle — (gilt das wirklich, dann war ja Englands Krieg, der USA. beständige Aggressordrohung ganz überflüssig!) — freier Zugang zu den Rohstoffen für alle — (nichts anderes wollten ja doch die „Havenots“, die Dreiecksmächte!) — „für groß und klein, für Besiegte und Sieger, mit entsprechender Rücksicht auf die bestehenden Verpflichtungen“ — (da guckt der Pferdefuß heraus!) —; Zusammenarbeit in einer freien Wirtschaft für wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt (à la USA.! — mit einem Verstärkungsfaktor von 57% auf jungfräulichem Land!) — die Sicherung des Lebensstandards — (so daß jeder Englischredende das Zehnfache aller andern ver-

braucht!) —, ein Leben frei von Furcht und Bedrohung — (wie es die ganze Welt ohne Britenblockade haben könnte!) — Freiheit der Meere — (die nur das anglo-amerikanische Flottenmonopol bedroht) — ein „permanentes System der Sicherung“ — (wer hat es 1919 zum Zerrbild gemacht?) und endlich „die unbedingte Notwendigkeit der Entwaffnung der Angreiferstaaten“ — (also der Westmächte, die den Krieg erklärt haben, der USA. — wenn sie über Atlantik und Pazifik aus ihrer von niemand angegriffenen „Hemisphäre“ herauskommen!).

Man wird kaum den flachen, platten, zweidimensionalen Zug us.-amerikanischer Beglückungs- und Fortschrittsgläubigkeit, den die Churchill-Roosevelt-Erklärung atmet (10. 8. 41), greller und schärfer mit der planmäßigen Tiefenverwüstung einer Volksseele durch den beiden verbündeten Bolschewismus kontrastieren können, als es etwa mit einem auch geopolitisch und ethnopolitisch kühnen Vergleich des seinerzeit weltbekannt gewordenen us.-amerikanischen Zukunftsromans von Bellamy aus dem Jahre 2000 mit der den USA. verbündeten Sowjetwirklichkeit geschehen kann.

Dabei springen Cant-Lüge und Gegenlüge einander wirklich auch für den harmlosesten Leser ins Gesicht; er hat die Wahl zwischen dem erträumten, der Wirklichkeit vorenthaltenen einen USA.-„Glück“ in seiner ganzen selbstgefälligen Platitude und in der schauerhaften Wirklichkeit des andern Moskauer Partners, dem die beiden Atlantikverschworenen ihre Grüße gesendet und ihre papierene Hilfe versprochen haben, mit dem Unterangebot, Osteuropa ihm als Beute hinzuwerfen. Wo bleibt dann der von den Briten ja so benannte und mitgeschaffene „Teufelsgürtel“? Mit Churchill und Roosevelts Segen, für alle, die ihnen glauben, doch wohl „in des Teufels Küchel“ Lettland, Estland, Litauen, Galizien, Bukowina, Bessarabien wissen, wie es darin aussieht.

Wer einmal durch törichtem Glauben an transatlantische Versprechungen in diese Küche gekommen ist, wie die Mitteleuropäer 1919, und durch ein Wunder wieder heraus, der wird Wilsons Nachfolger kein zweitesmal auf den Leim gehen.

Es ist vielleicht das größte Glück für Mitteleuropa, daß so viele Mitteleuropäer im Fortschreiten der Ostkämpfe sahen, wie es im Sowjetparadies wirklich zugeht, und sich überzeugen konnten, was aus den Ländern und Völkern darin wurde, die durch Englands Europafeindschaft unter die Sowjetwalze gekommen waren. Ihnen wollen die transatlantischen Menschenfreunde nun Iran und Afghanistan zugesellen, nachdem sie schon Marschall Chiangkai-shek zum Weiterpaktieren mit seinen kommunistischen Gegnern und zur Freilassung Changhsu-liangs, des Verräters von Sian, gezwungen haben.

Zunächst könnten „Westhemisphäre“ und großchinesische Zukunftsräume sich gleichermaßen von dem Unheil warnen lassen, daß im kontinentalen Verbindungsgelenk zwischen indopazifischem und atlantischem Raum bei der Bolschewisierung Nordirans sich vollzieht.

Aber über solche Tatsachen wird das USA.-Bürgertum durch ein nicht zuletzt vom Salonkommunismus der „political science“ begünstigtes Schrifttum hinweggetäuscht. Manches, was uns aus dem us.-amerikanischen Schrifttum von heute unter die Augen kommt, trägt geradezu apokalyptische Züge seltsamer Weissagung.

Liegt eine furchtbare Mahnung, eine Vorbedeutung darin, daß auch jetzt wieder die Jagd nach dem Phantom eines um Syrien vergrößerten Judenstaates, in den

die Mehrheit der verstädterten Rasse gar nicht zurückkehren will, mit Fluch und Verderben seiner ganzen Umwelt, in Syrien, an Euphrat und Tigris, am Nil, mit der Gefährdung eines arischen Großkönigs im Iran bis nilaufwärts zu den heutigen Glückszuständen des durchkämpften Äthiopien, des Löwen aus dem Stamme Juda, erkaufte werden muß? Wiederholen sich Zustandschilderungen des Nahen Ostens, wie in einer romanhaften Geschichtsdarstellung zweieinhalb Jahrtausende früher zwischen babylonischer Gefangenschaft und arischer Reichserneuerung, bis endlich wieder eine ordnende Macht aufsteht in Gestalt jenes Herrschers, der das erste erhaltene Arierzeugnis der Weltgeschichte in eine Felswand Irans hat schreiben lassen?

Sicher ist, daß die von Colin Ross zu Beginn des Krieges groß umrissene Idee des weltpolitischen Vakuums zwischen Hsinking, Chungking, Lhasa und Samarkand sich wesentlich nach Westen atlantikwärts erweitert hat. Südlich des Kaukasus hat sie dessen Ölbereich, Iran, Irak und Syrien bis zum östlichen Mittelmeerbecken in seinen Bann gezogen, aus dem sich vorläufig nur Afghanistan und Saúd-arabien mühsam heraushalten.

Nördlich vom Kaukasus aber ist bereits die ganze Ukraine ins Rutschen gekommen, Kriwoi Rog unversehrt in die Hände Europas gefallen; die britische Auffassung, zunächst einmal den Kaukasus und sein Vorgelände als eine Art von Flankenstellung im Sinne Moltkes halten zu müssen, entbehrt nicht einer kontinentalen Auffassungsgröße. Unbehaglich mag dabei der Türkei zumut sein. „Proximus ardet“ sang auch für sie ein Staatsdichter des alten Roms! Schon brennt's beim Nachbarn! Aber es liegt in der Eigenart des Nahen Ostens, daß es dort gleichzeitig bei vielen Nachbarn feuergefährlich wird, wenn einmal ein solches Pakt-system wie das von Saadabad über den Haufen geworfen wird, weil es nicht gleich von Anfang an energisch verteidigt wurde, und gerade die Türkei dabei aus der Reihe tanzte. Brasilien und Portugal dagegen scheinen zu den Völkern zu gehören, die aus anderer Geschichte lernen wollen und rechtzeitig bekunden, daß sie das getan haben. Ohne vierjährige Selbstzerstörung würde Spanien in ähnlicher glücklicher Lage gewesen sein; und dann hätte der Südatlantik stärkere Eigenzüge gezeigt und sich ganz anders gegenüber dem angloamerikanischen Druck behaupten können.

Wie die Lage beiderseits des Südatlantik heute ist, bleibt Spanien nur erhöhte Wachsamkeit und Bereitschaft, während die portugiesisch sprechende Welt sich eine stärkere geopolitische Haltung leisten kann und Argentinien an dem totalitären Brasilien wirksamere Anlehnung bei seiner Selbstbehauptung findet (trotz der Trennung durch das hysterisierte Uruguay), als bei dem Mutterlande der „Hispanità“.

Es ist ein grausamer Anschauungsunterricht, der für das von Friedrich Ratzel so scharf herausgestellte „Gesetz der wachsenden Räume“ heute in der Wirklichkeit des Weltgeschehens durchgeführt wird; und es gehört zu den Federn auf der Kappe der „Geopolitik“, daß sie in ihrem Gründungsjahre an dieses Gesetz erinnerte, an dem man in Schweden und in der Schweiz beständig vorbeizusehen trachtet, während das tapfere und todesmutige Finnland versucht, seinen ehernen Richtlinien zu folgen und gerecht zu werden. Steht man in Helsinki doch dabei nicht nur auf den starken, leidgehärteten Schultern eigener wehrgeopolitischer Erfahrung, sondern auch auf uraltem Rassenrecht; denn es sind finnische Stammes-

brüder, die in den weiten nordischen Räumen wohnen, die zu einer dauernden Abwehr des finnischen Volksstaats gegen großrussische Übergriffe unentbehrlich sein werden und deshalb auch für ein Europa, das in Finnland, nicht mehr wie einst in den drei schwedischen Kronen, Europas Nordwächter sieht und sehen muß.

In Schweden sollte man sich mit größerer Liebe, als man es offenbar tut, in Rudolf Kjelléns Lebenswerk vertiefen; und den Eidgenossen der Schweiz wäre es heilsam, wenn sie aus Walter Franks „Reich und Reichsfeinde“, Bd. I, S. 48 an Hand einer Anmerkung überdächten, was Ulrich Wille, der General, über „verblaßtes Manneswesen“ zu sagen hatte. Es galt zwar dem zweiten Reich der Deutschen zur Zeit des Marnewunders; wir aber haben es uns hinter das Ohr geschrieben, wie so vieles, was der Erzieher Wille uns gesagt hat. Aber auch der Schweiz täte Nachsinnen darüber gut!

Eine Zeit gewaltiger Erneuerung, wie sie der Schweizer C. F. Meyer geahnt hat und in ihrem Vorwehen mehr als einmal in prachtvollem Schwung beschrieb, die fordert nun einmal ein Eintreten mit ganzem, unverblaßten Manneswesen für große Raum- und Volksgedanken bis zum letzten, und ein Verschmelzen im Volksziel von allem, was Natur und Geschichte dafür zur Wirkungseinheit bietet. Das gilt für groß und klein; und es zwingt die Geschehnisse des Atlantischen wie des Indopazifischen Raums zur weltumspannenden Einheit.

KARL HAUSHOFER

Bericht aus dem indopazifischen Raum

Die Schachzüge der Dreieinigkeit der USA., der USSR. und des Britischen Reiches am Pazifik zur Einkreisung und Entmachtung des um Eigenständigkeit ringenden großasiatischen Lebensraums sind Gegenstand einer scharfen Beleuchtung im Heft IX/41 gewesen. Wie richtig die Schilderung war, geht aus dem weiteren Druck hervor, den die Entwindung Indochinas aus dem bereits zum Zuklappen aufgestellten Netz durch seinen rechtmäßigen Inhaber Frankreich und das durchaus rechtmäßig ihm zu Hilfe gekommene Japan in London, Moskau und Washington auslöste. Dabei sind in der Hitze der ersten Enttäuschung über den fehlgeschlagenen Anspruch auf die wehrwichtige und rohstoffreiche Küste Südostasiens eine Reihe von Wahrheiten herausgesprudelt, die wahrscheinlich gern wieder bei ruhiger Überlegung zurückgelogen würden, wenn das möglich wäre.

Im ganzen leben nur $1\frac{1}{4}$ Millionen Japaner dauernd auf dem Festland außer dem Reich, davon $\frac{1}{2}$ Million in China.

Besonders übellaunig wurde man bei den Besitzern der „Goldfransen am Bettelmantel in Asien“ — (der Ausdruck stammt doch von dem Briten Lord Curzon, nicht etwa einem Mitglied der Achsenmächte oder Japaner!) —, weil einer der reichsten Goldfransenanteile, von dem die Westmächte ehemals Fetzen um Fetzen an sich gerissen hatten, Thailand, bei dieser Gelegenheit auch ihren Krallen zu entgleiten drohte. Konnte man immerhin Großbritannien durch Malaya und Birma, Frankreich durch Indochina als Anlieger gewisse Besorgnisse zubilligen, so war doch vollends die Einmischung der USA. staats- und völkerrechtlich grotesk.

Noch brauchen freie Völker (worauf der Name *Thailands*, als Land der Freien besonders anspielt) in Washington nicht anzufragen, ob sie untereinander Verträge abschließen wollen, namentlich wenn diese mit der „Westhemisphäre“ gar nichts zu tun haben. Es ist doch eine „Goldfransen“-Angelegenheit, die us.-amerikanische Raffgier dorthin lockt, wie z. B. „*Financial News*“, London, 25. 7. deutlich schrieben. Zinn, Gummi, Wolfram, Chrom, Hanf, Chinin, Seide, Glimmer, auch ein bißchen Ölgeruch sind es, die Our Lord's own people dorthin führen, nicht die Sorge um Selbstbestimmung und Freiheit der gar nicht in diesen Gütern bedrohten Rohstoffüberschußgebiete; und das Zusammenspiel damit ist ein Hohn auf Chiangkaisheks ethische Anfänge in China, wenn er jetzt Ostasien an die Großräuber ausliefert (*Vanguardia* Nachricht v. 5. 8. aus Shanghai: Chungkings Hetzrolle an den USA.).

Der größte Fremdinteressant an Thailand war bis zu der naturgemäßen Ablehnung Bangkoks an Japan Großbritannien, das sehr geschickt die USA. in den Vordergrund manövierte. Im Südwesten Thailands beherrschte die Monokultur von Malaia auch diesen mehr und mehr auf einseitige Angelwirtschaften hin entwickelten Teil des Reis- und Waldlandes der Thai, mit etwa 70% des Zinngeschäfts, bei größerer Zurückhaltung im Gummi, wo sich das chinesische Kapital in den Vordergrund schob (60%?).

Die Malaiahäfen Penang und Singapur rangen für den südwestlichen Landesteil, in dem 90% der Zinngruben, 85% der Gummipflanzen lagen, mit Bangkok. In Singapur wurde auch eine Emigrantenschar bereit gehalten, um allenfalls Umsturz an den Menam zu tragen und so den wirtschaftlichen Kampf um das reiche, in großkapitalistische Fesseln schon weitgehend eingesponnene Land unter günstigeren Umständen aufzunehmen.

Ein kampfloses Aufgeben der britischen Wirtschaftsstellung in Thailand würde gewiß in Birma und Malaia die Gefahr von Erschütterungen nahegebracht, ein Hinausgedrängtwerden der Fremdgewalten aufs Meer als letztes Ziel des Wiederaufstiegs zur Selbstbestimmung in Sicht geführt haben. Innerhalb des Auslandchinesentums ringt Gewinnsucht und Selbstbestimmungstrieb um die Oberhand, und Chungking hat kein leichtes Spiel zwischen der goldenen und der roten Internationale, die zu bekämpfen seine jetzigen Führer ursprünglich ausgezogen waren und der sie nun dienen müssen. Es ist nicht so einfach für ehrliche Leute, über den Schatten Sun Yat Sens zu springen und seinen Wortlaut beiseite zu räumen, „daß es ohne Japan kein China und ohne China kein Japan auf die Dauer geben könne“. Von einer Lebensnotwendigkeit des Hereinzerrens der USA. in das uralte Kultur- und Wirtschaftsgefüge Ostasiens haben wir nie eine Spur in gesprochenen oder geschriebenen Worten Sun Yat Sens erkennen können, und das Hereinzerren der Sowjetunion hat er schwer bereut. Ihm wäre gewiß nicht wohl, wenn er heute seinen Lieblingssoldaten Hand in Hand mit diesen beiden Großräubern wandeln sähe. Darin liegt eine Stärke des sonst gewiß nicht überstarken Wangtschingwei in Nanking und der japanischen Kräftegruppe in Ostasien.

Owen Lattimore, unter den us.-amerikanischen Ostasienkennern der klügste Kopf, an raumweites Denken über weite Zeitfristen hinweg gewöhnt und als geopolitischer Berater Chiangkaisheks mit großen Maßstäben zu messen, hat drei wich-

tigste wehrgeopolitische Schlüsselstellungen Chinas herausgehoben (Foreign Affairs, New York, 1941, Nr. 3).

Schansi mit seinen Ost- und Südbergen, die wieder den Zugang nach Tungkwan am Hwangho-Knick (den geschichtsberühmten Pässen zwischen Schensi und der nordchinesischen Ebene) flankiere, und endlich das Han-Tal gelten ihm dafür.

Ihr Zusammenwirken, das Japan keineswegs beherrsche, gewährleiste dem Marshall die Sicherheit im Norden für Szetschwan, Schensi und Kansu, die er im nördlichen Binnenchina so beherrsche wie im südlichen Jünnan und Kweitschau. Zweifelhaft sei Chiangkaisheks Einfluß auf Schansi, wo die 8. (Rote Armee) einige wichtige Punkte gegen die Japaner halte und nur indirekt auf Ningsia, den westlichen Flügel der inneren Mongolei, und mit großen Fragezeichen in Sinkiang und Tibet.

Die Japaner aber beherrschen nach Owen Lattimore das besetzte Gebiet keineswegs, in dem mehr als die Hälfte des chinesischen Volkes lebe, wenn sie auch die wichtigsten Großstädte, wie Shanghai, Tientsin, Hankau, Kanton und Peking fest in der Hand hätten. Vor den Angriffen auf die Schlüsselstellungen aber seien sie trotz dem Einsatz von etwa einer Million Mann abgeprallt und hätten sich nirgends zu einem wirklich entscheidungssuchenden Verfahren unter großem Kräfteinsatz aufgerafft, das ja auch über Schensi ungleich leichter sei, als durch die Yangtseschluchten oberhalb Itschang. Was sagt er nun zu Changsha?

Nachdem in U.S.-Amerika mehr und mehr mit einem hinhaltenden Verfahren durch 1942 hindurch gerechnet wird, dem erst 1943 ein Suchen der Entscheidung folgen sollte, und auch von Tschunking aus zum vierten Jahrtag des Wirrenausbruchs die Erweiterung des Kriegs zu einem um den Pazifik in enger Zusammenarbeit mit USA. und England proklamiert wurde, wird man gut tun, so langfristige Betrachtungen ernst zu nehmen, wobei die Sowjetunion kühl als Lieferantin von Kanonenfutter angeschlagen wird, so daß man nur erwägt, ob es besser am Kaukasus oder in dem schwerer zugänglichen zentralen Eurasien aufgeopfert wird (Vanguardian, 14. 8.).

Aus eiskalter und nüchterner Abwägung des hier für alle Fälle Notwendigen ist die freche Vergewaltigung von Iran durch Britenreich und Sowjetunion Ende August (nebenbei von höllischem Ölgestank auch aus den USA. von Bahrein her durchzogen), hervorgegangen und richtet jedes Gerede über Befreiung kleiner, mittlerer oder größerer Völker, Selbstbestimmung usw. von London, Moskau oder auch Washington. Der Nachschub durch Iran auch von den USA. aus war ja schon längst in die Wege geleitet, und die Sendung der Öldampfer nach Wladiwostok doch nur ein Probepfeil, wieviel sich Japan an Provokation „short of war“ würde gefallen lassen.

Schließlich ist ja auch der Antransport durch die Beringsee vorbereitet, und allerdings ist ein Handlegen der USA. auf Wladiwostok durch die aller-eigensten japanischen Küstengewässer hindurch noch ein erhebliches Übertrumpfen des wehrgeopolitischen Einnistens in Singapur. Man lege nur einmal probeweise den amerikanischen Küstengewässeranspruch der 500-km-Seewehrzone mit gleicher Gerechtigkeit um das japanische Inselreich, um sich klarzumachen, welche us.-amerikanische Anmaßung im Antransport des Treibmittels für die Sowjetbomber nach Wladiwostok für die in der us.-amerikanischen Presse ganz unverblümt ge-

forderte Verwandlung der kooperierenden Großstadtgruppen Japans in Schutt und Asche liegt!

Die USA. nehmen zum Zweck der Fernsicherung Grönland und Island in Besitz und sprechen ohne jede Rücksicht von Nordirland, von den Azoren, von Dakkar; aber sie muten Japan, dessen Dampfer sie nicht durch den Panamakanal lassen, zu, die Zufuhr von unzweifelhaft wehrwichtigen Rohstoffen und Flugzeugen zu einem, Briten und US.-Amerikanern verbündeten, Gegner durch Japans befestigte Küstengewässer weit unter Kanonenschußweite hindurch zu gestatten.

Eine schroffere Form des Illustrierens, wie sehr die USA. Roosevelts zweierlei Maß üben, läßt sich nicht denken. Von diesem Standpunkt können in der mittteleuropäischen Presse gar nicht genug Aufsätze etwa im Stil von „Wladiwostok“ erscheinen (Deutsche Allgemeine Zeitung, 24. 8. 41, mit Karte, die zeigt, wie drohend Wladiwostok im Herzen des lebenswichtigen Seeraums der Japansee liegt, am Südenende des erst 1860 von Zarenrußland der Mandschurei gestohlenen Küstenstreifens).

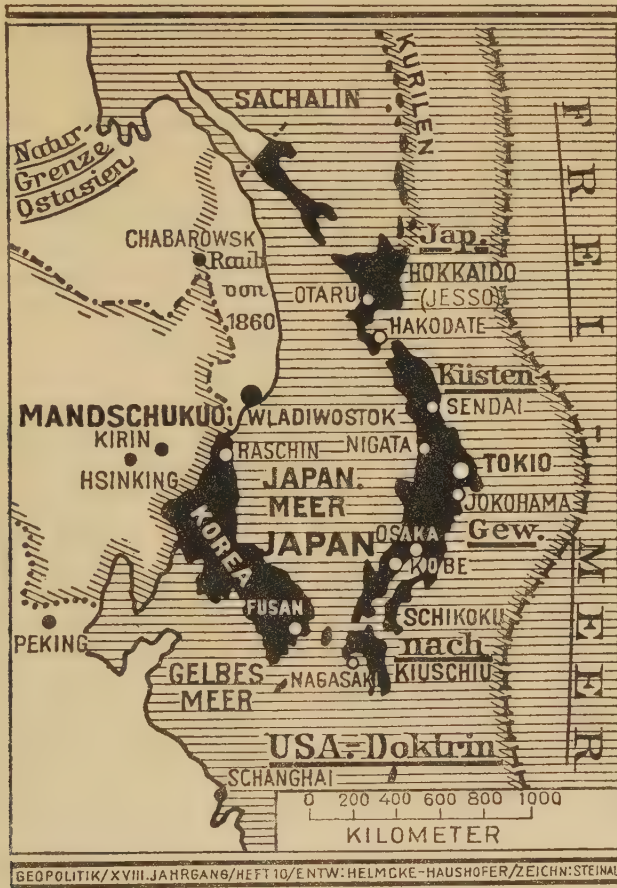
Der jähe Sturz des australischen Ministerpräsidenten Menzies und die Umschläge in der Wertschätzung des CIC. von Indien, Wavell, müßten sowohl den Achenmächten wie Japan und seinen großasiatischen Freunden ein altes, kluges Wort Napoleons I. ins Gedächtnis rufen: Im Kriege sieht man nur die eigenen Leiden; die des Gegners sieht man nicht! Um so wichtiger ist es, auf Symptome solcher Leiden zu achten, wie sie sich in der Unzufriedenheit großer Dominien wie Australien ausdrücken, oder wenn z. B. ein Vertreter Neuseelands statt in London, längere Zeit in Washington ad audiendum verbum verweilt, „um sich ins Bild zu bringen“. Das ist offenbar bereits in Washington für Angehörige der Pazifischen Dominien mehr angezeigt als in der früheren Reichszentrale. Ob man sich nicht doch in manchen Kreisen Altenglands fragt, ob nicht eine europäische Juniorpartnership erträglicher gewesen wäre, als das ins Eckgestelltwerden durch so rücksichtslose Vettern? Australien und Neuseeland wird ja kaum etwas anderes übrigbleiben, als die Flucht zu den andern 48 Sternen, wenn ihnen die aufgehende Sonne gar zu nahe kommt und auch sonst aus manchen Stellen des Mittleren und Nahen Ostens ex oriente herausbricht. Vorläufig heißt man in Iran und Irak die Zähne übereinander und fragt sich in dem Kreise der übrigen Partner des Paktes von Saadabad: Wann kommen wir dran? (Geopolitik, Heft 2/1941, Skizze des Paktsystems.)

Erfrischend ist es, im „Manchester Guardian“ einen übersichtlichen Bericht über die Gründe zu lesen, warum die Mächte des Teilungsvorschlags vor der Rettung Irans durch Riza Schah dort weniger beliebt sind als andere. Es hat lange gedauert, bis Britenreich und USA. diese Erfahrung erwarben; und ganz scheinen sie noch immer nicht der Mahnung der Bibel zu huldigen, daß Geben seliger, denn Nehmen sei. Wenigstens lassen die Forderungen an Iran diesen Schluß zu; und wenn der ganze, durch Großbritannien und der Sowjets Wettbewerb um ihn in seine gegenwärtigen Glückszustände versetzte Nahe und Mittlere Osten die Gründe überschaut, dann wird ihm die Wahl zwischen den Heilbringern angloamerikanischer Christenobservanz und den Sowjetgottlosen weh tun, zwischen den „Räubern des Meers“ und den „Räubern der Steppe“.

Erleben wir im Spätsommer 1941 im Iran ein geradezu klassisches Beispiel

des kontinentalen Zusammenspiels beider Haupträubertypen der Erde, mit dem Ziel Baku, so ein ozeanisches durch die Fahrt der us.-amerikanischen Öldampfer mit dem Ziel Wladiwostok.

Wladiwostok in seinem ganzen provokatorischen Dasein bis auf den Namen ist ja das Vorbild unberufenen Eindringens ortsfremder Gewalt in einen wesensfremden Lebensraum. Um auch schlichteren Lesern klarzumachen, in welchem



Grade, ergänzen wir die verdienstliche Skizze von Heimke in der D.A.Z. — auf die wir bereits hingewiesen haben —, durch Eintragung der Scheidelinie zwischen freiem Meer und japanischen Küstengewässern nach der us.-amerikanischen „Hemisphärendoktrin“. Innerhalb dieser Küstengewässer müssen nun noch obendrein die amerikanischen Öldampfer, eines Landes, das angeblich noch im Frieden mit Japan, diesem Lande den Ankauf von Öl und den Verkehr in den eigenen, so weitherzig aufgefaßten Küstengewässern verwehrt, durch schwer befestigte Meerengen in japanischer Kanonenschußreichweite durchfahren, um der Sowjetunion den Treibstoff zu der in der USA. offen als Programmpunkt verkündeten Zerstörung der japanischen Städte herbeizuführen!

Wenn in einer solchen Lage Küstengeschütze nicht von selber losgehen, müssen sie wirklich ein selbst für totes Material ungewöhnliches Maß von Selbstüberwindung gegen ihren eigentlichen Daseinszweck besitzen!

Dabei ist das ganze Einzugsgebiet des Amur und die nordmandschurische Küste Ostasiens gegen jahrhundertlang feierlich beschworene Verträge vor noch nicht einmal hundert Jahren durch kecke, rein imperialistische, von Raffgier diktierte Raubtat entrissen worden. Sogar das damalige russische Außenministerium wollte die Besitzergreifung Wladiwostoks rückgängig machen, und nur der Despotenwille Nikolais I. entschied: Wo einmal die russische Flagge weht, soll sie nicht wieder sinken. Gewiß sind Murawjew Amurski und seine Leute ganze Kerle gewesen. Aber es ist doch notwendig, die Besitztatsachen der Sowjets für die „Zwingburg des Fernen Ostens“ deutlich zu beleuchten, um das ganze sowjetisch-us.-amerikanische Lügenspiel an dieser Hochburg des reinen Imperialismus in seiner ganzen Blöße klarzustellen. Ein solcher Kriegsgrund gibt dem Opiumkrieg an Schamlosigkeit wenig nach und ist eine würdige Jahrhundertfeier für diese Erschließung des heute im Ungewissen pendelnden China.

Kurznachrichten

KRIEGSEREIGNISSE. — OSTRaum: Nach Meldung vom 16. 9. wurden südlich des Ilmensees neun Sowjetdivisionen völlig vernichtet und weitere neun Divisionen zerschlagen. — Der Verteidigungsrat von Leningrad hat entgegen dem Wunsch der Bevölkerung die Verteidigung der Stadt bis zum Äußersten beschlossen. — Am 19. 9. wurden Kiew und Poltawa genommen. Mitte September wurden die baltischen Inseln Worms und Moon, später die Insel Ösel genommen. Am 21. 9. wurde gemeldet, daß die Küste des Asowschen Meeres von der deutschen Front erreicht wurde. — Östlich Kiew fand im September die größte Einkesselungs- und Vernichtungsschlacht der Weltgeschichte statt. Schlachtfeld war die Nahtstelle der Armeen der Sowjetmarschälle Budjenni und Timoschenko, also eine strategisch besonders empfindliche Stelle des Gegners. Die deutschen Armeen gingen aus dem mittleren Frontabschnitt gegen Süden über die Djesna und den Sejm vor und nahmen am 9. 9. Tschernigow, danach Njeschin, Konotop, Rommy und Lochwiza. Gleichfalls am 9. 9. wurde Kremenchug östlich des Dnjepr genommen und der Strom in einer Breite von 120 km beiderseits dieser Stadt überschritten. Bei Lubni vereinigten sich die von Nord- und Südwesten vorgehenden deutschen Flügel und schlossen die bei Kiew stehenden bolschewistischen Truppenmassen ein. In der Folge wurde dieser Kessel in mehrere kleinere Kessel aufgespalten. Am 27. 9. wurde der Abschluß dieser Riesenschlacht bekanntgegeben: Es wurden 665 000 Gefangene gemacht, 3718 Geschütze, 884 Panzerwagen und

unübersehbares weiteres Kriegsmaterial von den deutschen Truppen erbeutet oder vernichtet. Insgesamt wurden 50 Divisionen der Bolschewiken völlig vernichtet. — Am 1. 10. eroberten die Finnen Petrosawodsk-Petroskoi am Onegasee. — Am 3. 10. gab der Führer in seiner großen Rede bekannt, daß bis zu diesem Tag im Osten 2,5 Millionen Sowjetgefangene gemacht, 22 000 Geschütze, 18 000 Panzer und 14500 Flugzeuge erbeutet oder vernichtet wurden. Die Hauptmacht der Sowjets ist damit zerschlagen. Die deutschen Verluste betragen hingegen in der Zeit vom 22. 6. bis 31. 8. im Osten 85 896 Gefallene, 296 670 Verwundete, 20 299 Vermißte. Die rumänischen Verluste betrugen bis anfangs Oktober 20 000 Gefallene, 76 000 Verwundete, 15 000 Vermißte. — Seit anfangs Oktober ist im Osten eine neue deutsche Riesenoffensive im Gange. — **ATLANTIK:** Im Monat September wurden 683 400 BRT. britischen oder in britischen Diensten fahrenden Schiffsraumes versenkt. — Der amerikanische Admiral Land schätzte den bisher versenkten Schiffsraum auf ein Viertel der Welttonnage von 1939. — Britische U-Boote und Flugzeuge griffen einige unbewaffnete norwegische Küsten-Fahrtgastdampfer an und versenkten sie, wobei fast sämtliche Fahrgäste — norwegische Zivilisten — ums Leben kamen. — Der Luftkrieg brachte im Westen keine besonderen Ereignisse. Verschiedene Luftangriffsversuche der Briten im Zuge ihrer sogenannten Nonstop-Offensive zur Unterstützung der Sowjets brachen zusammen. — **MITTELMEERRaum:** Italienische Sturmboote drangen in den Ha-

fen von Gibraltar und vernichteten vier Schiffe. — Italienische Torpedoflugzeuge griffen am 27. 9. in mehreren Wellen einen von Gibraltar nach Osten laufenden, sehr stark geschützten britischen Flottenverband an, aus dem drei Kreuzer versenkt, das Schlachtschiff „Nelson“ und weitere acht Einheiten schwer beschädigt wurden. Vier Handelsschiffe wurden gleichfalls versenkt. Sowohl das Sturmbootunternehmen als die Schlacht zwischen Torpedoflugzeug und Kriegsschiff fallen durch den neuartigen Einsatz neuer Waffen auf. — **OSTAFRIKA:** Die seit dem 15. 4. 1941 belagerte italienische Garnison von Uolcheft erhielt den Befehl zur Einstellung des Kampfes wegen Verbrauches sämtlicher Vorräte.

ARGENTINIEN. — A. ist zur Zeit der Mittelpunkt der Deutschenhetze in Südamerika, die hier von dem Abgeordneten Taborda geleitet wird. In Buenos Aires fanden Demonstrationen vor der deutschen und der französischen Botschaft statt.

AUSTRALIEN. — Die Regierung Fadden wurde gestürzt. Die neue Regierung übernahm der Oppositionsführer Curtin. Sein Programm fordert eine verschärfte Kontrolle über die Verwendung australischer Truppen.

BULGARIEN. — Die sowjetische Drohnote wurde in allen Punkten zurückgewiesen. Moskau bezeichnete die bulgarische Antwortnote als „unbefriedigend“. — An verschiedenen Stellen Bulgariens sprangen bolschewistische Fallschirmspringer mit Sprengstoffen und Waffen ab, um in B. Sabotageakte zu begehen. Weitere Saboteure wurden aus Sowjet-U-Booten an der bulgarischen Küste gelandet. — Ministerpräsident Filoff brachte in einer Rede die schärfste Kampfansage gegen den Kommunismus zum Ausdruck. — B. brach die diplomatischen Beziehungen zu Iran infolge der Besetzung dieses Landes ab. — Der bulg.-rum. Bevölkerungsaustausch in der Dobrukscha ist beendet.

DEUTSCHES REICH. — Anlässlich des Jahrestages der Unterzeichnung des Dreierpaktes fand ein Telegrammwechsel zwischen den Staatsmännern der Paktmächte statt. — Die iranische Gesandtschaft im Reich wurde geschlossen. — Der Ministerpräsident der autonomen Protektorsregierung, Eilas, wurde seines Amtes enthoben und wegen Hoch- und Landesverrat zum Tode verurteilt. — Am 3. 10. hielt der Führer in Berlin zur Eröffnung des Winterhilfswerkes eine Rede, in der er die Gefahr im Osten als tödlich getroffen bezeichnete.

FINNLAND. — Die britische und amerikanische Propaganda unterschob den Finnen Kriegsmüdigkeit und Sonderfriedenswünsche. Eine britische Note forderte F. zum Friedensschluß mit dem Bolschewismus auf, widrigenfalls England die Finnen als offene Feinde

betrachten würden. — Finnische Staatsmänner erklärten in verschiedenen Reden, daß für F. von Frieden erst nach der vollständigen Niederwerfung des Bolschewismus die Rede sein könnte, da nach den bisherigen Erfahrungen die Sowjets nicht als Vertragspartner in Frage kämen.

FRANZ.-SOMALI. — Die Kolonie ist dem Druck der britischen Hungerblockade erlegen.

GROSSBRITANNIEN. — In London trat der Alliiertenrat (Versammlung der emigrierten europäischen Politiker) unter Teilnahme des Sowjetbotschafters zusammen, um der Atlantik-Erklärung Churchills und Roosevelts beizustimmen. — Die Generale Wavell (Indien) und Auchinleck führten Inspektionsflüge im kaukasischen Gebiet durch. Es sollen Widerstandslinien für den Fall weiterer bolschewistischer Niederlagen vorbereitet werden.

IRAK. — Der irakische Ministerpräsident Madfai ist zurückgetreten. Es handelt sich um einen Protestschritt gegen die brit. Politik im I.

IRAN. — Der Schah dankte unter britisch-sowjetischem Druck am 16. 9. ab. Auf den Thron folgte sein Sohn. Am 17. 9. wurde Teheran von sowjetischen Truppen besetzt. Die Briten marschierten am 18. 9. ebenfalls in die iranische Hauptstadt ein. Briten und Bolschewiken nahmen in Teheran zahlreiche Geiseln, darunter mehrere Minister, fest. Die in I. ansässigen Deutschen wurden z. T. verschleppt, z. T. auf dem Abtransport in die Türkei ihrer Habe beraubt und mißhandelt. — Teile von Nordwestiran wurden mit britischer Zustimmung an die armenische Sowjetrepublik angegliedert. — Nach nicht bestätigten Meldungen sind in Teilen Irans, insbesondere in Kurdistan, schwere Aufstände ausgebrochen, die sich auch auf Teile der sowjetkaukasischen Gebiete ausgedehnt haben sollen. — Die neue iranische Regierung hat der japan. und der französ. Gesandtschaft in Teheran die diplomatischen Rechte aberkannt.

JAPAN. — In Nordwest-Hunan setzten japan. Truppen 7 chines. Divisionen außer Kampf. — Die japan. Regierung hat Vergeltungsmaßnahmen gegen die ständigen britischen Verletzungen der diplomatischen Vorrechte an japan. Vertretungen beschlossen.

KROATIEN. — Kroatien trat der Donaukommission bei.

PORTUGAL. — Die Besetzung der Azoren wird weiter verstärkt.

SCHWEDEN. — Sven Hedin erließ einen Aufruf gegen den Bolschewismus. Die schwedische Presse polemisierte gegen ihn.

SLOWAKEI. — Sämtliche Juden werden aus Preßburg ausgesiedelt.

SPANIEN. — Zwischen Spanien und Mandschukuo wurde ein Handels- und Freundschaftsabkommen abgeschlossen.

SYRIEN. — Die Lebensmittelversorgung stößt auf größte Schwierigkeiten. Die Folge sind

schwere Unruhen. — Der libanonische Ministerpräsident ist zurückgetreten.

TRANSJORDANIEN. — Der Vertreter des brit. Kriegskabinetts im Nahen Osten hatte eine Besprechung mit dem transjord. Ministerpräsidenten, in der sich ein verstärkter Druck Englands auf die Araber ankündigt.

UNGARN. — Die neugegründete Ungarische Nationalsozialistische Partei (Palfy) und die Partei der ungarischen Erneuerung (Imredy) bildeten einen Rechtsblock mit zusammen 32 Parlamentssitzen. — In der Südbatschka wurden 30 volksdeutsche Gemeindevoten in deutschen Mehrheitsgemeinden ernannt.

UNION DER SOZ. SOWJETREPUBLICEN. — Der Oberste Sowjet löste die Republik der Wolgadeutschen auf, nachdem die Verschleppung der 400 000 deutschen Einwohner nach Zentralasien vollzogen worden war. — Ende September begann in Moskau eine Konferenz zwischen den Sowjets einerseits und britischen und amerikanischen Abordnungen andererseits über die den Sowjets zu leistende Kriegshilfe. Die Konferenz wurde nach einigen Tagen mit einem allgemein gehaltenen Kommuniqué

und mit einigen Abschlußreden beendet, aus denen hervorging, daß sich die Sowjets zur Rohstofflieferung, England und die USA. zur Kriegsmateriallieferung bereit erklärten, aber sehr große Transportschwierigkeiten zu überwinden wären.

VER. STAATEN VON NORDAMERIKA. — Die USA. schlossen mit Paraguay einen Pacht- und Leihvertrag, nach dem die USA. Waffen liefern werden. — In den USA. befinden sich zur Zeit 31 britische Kriegsschiffe zur Reparatur. — Die usamerikanische Inselbesatzung wurde durch reguläre Landtruppen verstärkt. — Usamerikanischen Schiffen wurde das Anlaufen britischer Gebiete in den Kriegszonen erlaubt. — Die Englandhilfslieferungen nach Island erhalten bewaffneten Geleitschutz der USA.-Marine. — Eine offizielle usamerikanische Sondermission trat in Brazzaville, dem Hauptquartier der Gaullistengruppe in Afrika, ein. — Präsident Roosevelt erklärte, daß in der Sowjetunion Religionsfreiheit herrsche. In den USA. wurden zahlreiche Proteststimmen gegen diese Auffassung laut.

(Abgeschlossen am 6. 10. 1941.)

WOLFGANG SCHWARZ

Späne

Auf dem Wege zu einer Deutschen Weltmacht

Das Augustheft der Londoner Zeitschrift „Nineteenth Century and after“ enthält einen Leitaufsatz über die durch die deutschen Siege im Osten entstandene weltpolitische Lage, der weitgehenden Aufschluß gibt über die Geistesverfassung, mit der die englische Herrschicht dem Untergang der britischen Vormacht entgegensieht. Stil und Gedankengang lassen durch eine gewisse Schwerfälligkeit erkennen, daß dem Verfasser schon Ende Juli Einsichten aufgingen, die er sich nicht recht zugeben will. Der längst vor den letzten Umschwüngen geschriebene Aufsatz eines maßgeblichen englischen Publizisten gibt zu, daß das Reich begründete Aussichten hat, auf den Trümmern des zerschlagenen Moskower Sowjetreichs seine eigene „Neue Ordnung“ auf unabsehbare Dauer zu begründen.

„Hitler hat den Krieg mit der Sowjetunion nicht nur begonnen, um sich vor künftigen Angriffen aus dem Osten zu sichern: er will das Sowjetstaatsgebiet der Neuen Ordnung eingliedern. Estland, Lettland und Litauen lassen sich ohne weiteres als unabhängige Staaten wiederherstellen. Wichtiger ist, ob es ihm gelingt, eine unabhängige Ukraine ins Leben zu rufen. Ohne diese wird es keinen dauerhaften Sieg

geben. Das kann nur gelingen, wenn eine von den Deutschen eingesetzte Regierung von der ukrainischen Regierung anerkannt wird. Auf einen gewissen Grad von Unterstützung kann sie rechnen; hat die Ukraine doch durch den Moskauer Despotismus zuviel gelitten. In der Hungersnot vor zehn Jahren gingen fünf Millionen Ukrainer zugrunde, nicht als Folge einer Dürre, sondern wegen der Stalinschen Agrarreform, mit der für immer jede Neigung, die Kollektivierung rückgängig zu machen, zerschlagen werden sollte. Trotzdem starb der ukrainische Nationalismus nicht aus. Hitlers Aussichten auf einen dauerhaften Erfolg hängen davon ab, ob das ukrainische Nationalgefühl ausreicht, einen unabhängigen Staat ins Leben zu rufen und am Leben zu erhalten.

Das Reich muß sich ferner Georgiens bemächtigen, nicht so sehr wegen des Öls, sondern weil es die Ausgangsbasis für ein Vordringen gegen die britischen Interessensphären im Mittleren Orient darstellt. Der Vormarsch über Kiew und Odessa in Richtung Baku stellt einen Teil des Generalangriffs auf das britische Empire dar. Deshalb müssen die dortigen britischen Streitkräfte dringend verstärkt werden; gilt es doch schon jetzt, spätere umfassende Angriffsoperationen vorzubereiten, die aus dem Mittleren und Nahen Osten, aus dem Süden, dem Westen und dem Norden die

Deutschen auf Deutschland zurückzuwerfen mit dem Ziel, ihre Wehrmacht zu zertrümmern, bis sie die Friedensbedingungen annehmen müssen¹⁾. Auch Georgien hatte unter dem Moskauer Despotismus zu leiden. Sein letzter Aufstand wurde 1924 von der Roten Armee mit den für die kommunistische „Vorsehung“ typischen Massenhinrichtungen unterdrückt. Auch hier handelt es sich darum, ob der georgische Nationalismus stärker ist als das Zugehörigkeitsgefühl gegenüber Gesamtrußland. Werden die Deutschen in Tiflis jemals eine Regierung einsetzen können, die von der ganzen Bevölkerung abgelehnt wird? Der Verlauf des Krieges bis zur Niederschrift dieses Aufsatzes (24. 7.) zeigt bereits, daß es der deutschen Kriegführung darauf ankommt, die Sowjetstreitkräfte soweit westlich wie möglich zu binden und zu vernichten. Das ist vom deutschen Standpunkt aus viel wichtiger als eine Einnahme Moskaus. Siege auf dem Schlachtfeld sind nicht alles. Aber sie sind die wesentliche Voraussetzung für alles Weitere. Hitlers Entschluß zum Kriege mit der Sowjetunion verblüffte in seiner Kühnheit, aber er war keineswegs eine Wahnsinnstat. Seine „Neue Ordnung“ läuft auf den Aufbau einer deutschen Weltmacht hinaus. Da die Grundlagen eines Friedens noch während des Krieges gelegt werden müssen und das den Deutschen völlig klar ist, griffen sie Rußland nicht nur an, um Sicherheit im Osten zu bekommen und ihre Kriegsversorgung in alle Zukunft zu sichern... Man soll sich doch nicht die Illusion machen, daß eine Pax germanica nicht Bestand haben würde, weil andere Völker sie nicht mögen. Daß Völker unter fremder Herrschaft nicht gerade gern leben, ist zwar eine aus der Geschichte bekannte Tatsache; es ist jedoch nicht weniger häufig, daß Fremdherrschaft trotz der Jahrhunderte hindurch über riesige Volksmassen bestand. Wird die Pax germanica nicht von außen beseitigt, wird sie bestehen bleiben; denn die Völker ziehen schließlich immer jede Ordnung der Anarchie vor; können sie sich keine eigene Ordnung schaffen, so erkennen sie eben die deutsche an.“

Der Vatikan nach dem 22. Juni

Die im Haag erscheinende holländische Zeitung „Het Vaderland“ veröffentlichte (am 19. Aug.) einen Rom-Bericht über die in der demokratischen Presse geflissentlich übergangene Spannung zwischen Roosevelt und dem Vatikan.

„In USA. sind Staat und Kirche scharf getrennt, schärfer als man es im nationalsozial-

istischen Deutschland je als wünschenswert bezeichnete; auch war der Einfluß der Römisch-Katholischen Kirche im öffentlichen Leben in den letzten Jahren, namentlich nach dem Besuch des heutigen Papstes, stärker als je geworden. Aus Gesprächen mit den amerikanischen Diplomaten in Rom ergab sich, daß das Weiße Haus dem Heiligen Stuhl deutlich zu verstehen gab, man könne in Amerika auch anders. Die „Obstruktion des Vatikans“ werde sich, so wurde gesagt, auf lange Sicht hin nicht zum Vorteil für die Kirche auswirken. Offenbar ist damit die unbeschränkte Freiheit der Propaganda unter der nichtkatholischen Bevölkerung gemeint, die man den katholischen Kirchenfürsten in den USA. bisher stillschweigend einräumte.

Die amerikanischen Bischöfe erklärten jede offene oder geheime Unterstützung des Bolschewismus als verwerflich und als unerlaubt für gute Katholiken und Christen. Ebenso verdammt sie die von England betriebene Aushungerung der von Deutschland besetzten Gebiete als heidnisch. Sie mißbilligten die schwächliche und zweideutige Haltung des Weißen Hauses gegenüber dieser Seite der englischen Kriegführung. Als Antwort auf die Weigerung der Britischen Botschaft in Washington, am Hoover-Plan mitzuarbeiten, der die besetzten Gebiete mit Lebensmitteln versorgen sollte, erklärten der Erzbischof von Boston, O'Connell, drei weitere Erzbischöfe und achtzehn Bischöfe, daß „ein auf dem Mord von Frauen und Kindern beruhender Sieg einen Hohn darstelle für jedes menschliche Empfinden; so sei kein dauerhafter Frieden möglich.“

Die Auffassungen des englischen Primas, des Erzbischof von Westminster, sind den Äußerungen seiner amerikanischen Amtsbrüder allerdings völlig entgegengesetzt; Kardinal Hinsley hat sich als ein ebenso treuer Parteigänger Winston Churchills gezeigt wie der Erzbischof von Canterbury, sein protestantischer Mitprimas. Aber seine streitbare Haltung wird nicht einmal von allen Mitgliedern des englischen Episkopats geteilt; der katholische Erzbischof von Liverpool, der sich um die deutschen und italienischen Kriegsgefangenen auf der Insel Man verdient machte, äußerte sich durchaus anders. Im Vatikan wird, wie wir positiv wissen, die Haltung des britischen Kardinals sehr bedauert.

An der Haltung der französischen Bischöfe zeigen sich die hier herrschenden Auffassungen besonders deutlich. Unter Führung des Erzbischofs von Lyon, Kardinal Gerrier, Offizier des Weltkrieges, persönlicher Freund Pius' XII., erklärten die französischen Bischöfe dem Heiligen Vater gegenüber sich bereit, in der Kirche Frankreichs in Zukunft von jeder Politik abzusehen und mit den Besatzungsbehörden vertrauensvoll zusammenzuarbeiten;

1) Eine typische Flucht aus der unerfreulichen Wirklichkeit ins Reich der Wahnvorstellungen.

diese Erklärung fand die ausdrückliche päpstliche Zustimmung. Ebenso erhielt der ehrwürdige rector magnificus der Sorbonne, der greise Kardinal Baudrillart, von hier nur Beifall, als er kürzlich die entsetzliche, unserem Weltteil und der gesamten christlichen Zivilisation von seiten des gottlosen Bolschewismus drohende Gefahr ergreifend schilderte und die französische Jugend mahnte, an dem Kampf gegen den gemeinschaftlichen Todfeind auf der Seite aller gutwilligen Europäer teilzunehmen.“

Trat die tiefe Wirkung, die die Kampf-ansage des Führers gegen den Bolschewismus in der Römischen Kirche auslöste, schon in diesem in Holland erschienenen Berichte zutage, so schildert der gewöhnlich gut unterrichtete römische Vertreter des in Lugano erscheinenden „Corriere del Ticino“ (vom 28. 7.) die außerordentlichen Erwartungen, die die Kirche an den erfolgreichen europäischen Ostfeldzug knüpft.

„Die Verkündung des Krieges der Achsenmächte gegen das bolschewistische Rußland wurde im Vatikan als eine erfreuliche Nachricht begrüßt.

Der Bolschewismus galt ihm stets als der Feind Nr. 1. Die großen Gebietserwerbungen der Sowjetunion in den Jahren 1939 und 1940 riefen im Vatikan ernstlich Sorge hervor; der Vormarsch des Bolschewismus auf das Herz Europas erschien bedrohlich und düster das Schicksal der Millionen in die Klauen Moskaus geratenen Katholiken. Schon bei der Besetzung der Bukowina und Bessarabiens verlor Rom plötzlich jeden Kontakt mit 680 000 seiner Gläubigen. Seit August 1940 hoben die Bolschewisten die apostolischen Nuntiaturen in Tallin, Riga und Kaunas auf; im Vatikan hatte man so wenig Hoffnung auf eine baldige Besserung, daß Monsignore Antonio Arata, der bisher die apostolische Nuntiatur in Estland und Lettland verwaltete, zum Assessor der Kongregation für die Östliche Kirche ernannt wurde. So ließ es sich der Papst am 29. Juni, also nur eine Woche nach Ausbruch des antibolschewistischen Krieges, nicht nehmen, in seiner Rundfunkansprache darauf hinzuweisen, daß „im Dunkel dieses Sturmes auch die tröstlichen Ausblicke nicht fehlen, die das Herz großen und erhabenen Erwartungen öffnen; die edelmütige, bei der Verteidigung der Fundamente der christlichen Kultur gezeigte Tapferkeit läßt auf ihren Triumph hoffen.“ Es war das erstemal, daß der Heilige Vater darauf hinwies, daß eine kriegführende Partei sich zur Verteidigung des Christentums einsetzte.

In den Kreisen des Vatikans atmet man auf bei dem Gedanken an die Aussichten, die sich der katholischen Kirche mit dem kom-

menden Sturz des russischen Bolschewismus öffnen. Die Angst vor der latenten Gefahr, die das ganze katholische Europa bedrohte, ist geschwunden. Die europäischen Gebiete des Balkan, der Donau und des Baltikums sind nicht nur wieder ein festes Bollwerk der Christenheit geworden, sondern darüber hinaus ein Ausgangspunkt für ein Vordringen des Katholizismus nach Osten. Schon die Eroberung des Balkan durch die Achsenmächte erleichterte es der Kirche, an die Verwirklichung des Traumes Leos XIII. zu denken: die Rückkehr der Schismatiker auf dem Balkan in den Schoß der römischen Kirche. Die orthodoxe Kirche, die sich an der Katastrophenpolitik des zerfallenen Jugoslawien und des geschlagenen Griechenlands beteiligte, ist bei den Balkanvölkern in Mißkredit geraten. Jetzt sieht das „Centro für die Einigkeit der Kirche“ mit der Befreiung Rußlands vom Bolschewismus eine unbegrenzte Zukunft vor sich. Die ehemalige zaristische Kirche war unter dem kommunistischen Ansturm völlig niedergebrosen und auseinandergerissen. Wenn die deutschen Truppen mit ihren Verbündeten das Land vom Bolschewismus befreien, wird auch das religiöse Leben wiederkehren und der Betätigung und Propaganda der katholischen Kirche ganz Rußland offenstehen.“

Aber wenn auch nach diesem Bericht die an den Krieg gegen den Bolschewismus geknüpften Hoffnungen und Erwartungen hochgespannt erscheinen, die katholische Kirche ist weit davon entfernt, kämpfend Stellung zu beziehen — stellte die in Mailand erscheinende, halbamtliche italienische Wochenschrift „Relazioni internazionali“ (vom 2. Aug.) in eingehender Weise fest.

„Je weiter die militärischen Operationen fortschritten, und sich in den meisten europäischen Ländern eine idealistische Bewegung gegen den Bolschewismus abzuzeichnen begann, um so stärker wurde die Erwartung nicht nur in der Presse und in politischen Kreisen, sondern auch bei den großen Volksmassen, daß der Vatikan Stellung bezog. Doch seine Haltung besteht in einer ‚wachsamsten Zurückhaltung‘, wie sie der Überlieferung durchaus entspricht. Sie ist keine Vogel-Strauß-Politik, auch keine schwächliche Angst vor einer Entscheidung. Die römische Kirche hat ihren doktrinarischen Standpunkt längst festgelegt nicht nur gegenüber den Irrtümern der bolschewistischen ‚Mystik‘, sondern auch gegenüber dem Staate, der sie in die Praxis umsetzt. Pius XI. Enzyklika ‚Divini Redemptoris‘ hat — ein äußerst seltener Fall der Geschichte der Kirche — das Sowjetsystem ‚explicite‘ und ‚formaliter‘ verurteilt: ‚Wir treffen das System, seine Urheber und seine An-

hänger, die Rußland als den geeigneten Boden betrachten, um dort ein schon seit Jahrzehnten ausgearbeitetes System in die Praxis umzusetzen und von dort aus in aller Welt zu propagieren. Unbestreitbar sieht die Kirche die Bekämpfung der bolschewistischen Gottlosigkeit bis zur endgültigen Ausmerzung nicht nur gern, sondern wünscht und begünstigt sie auch. Trotzdem hält sie sich dem bewaffneten Vorgehen gegen die UdSSR. gegenüber zurück. Die spontane Anteilnahme von Regierungen und Völkern an dem bewaffneten Kampf gegen den Bolschewismus rief vielerorts die Erinnerung wach an jene christlich-katholische Bewegung des Mittelalters, die den Krieg gegen die Heere der Propheten ideologisch stützte. Und doch hat der Ausdruck ‚Kreuzzug‘ in den Kundgebungen des Heiligen Vaters keinen Widerhall gefunden. Zwar läßt sich in dem Kampf gegen Rußland ohne weiteres ein ideologischer und auch religiöser Zug erkennen. Aber der Heilige Stuhl kann ihm kein ausschlaggebendes

Gewicht beimessen, da noch andere Motive und Interessen, ausgesprochen weltliche und zweckbedingte, militärische und politische mitspielen. Zugleich kann er die Ausmerzung des bolschewistischen Übels nicht um den Preis eines so riesigen Gemetzels wünschen. Er ist auch um seiner universalen Funktionen und Ziele willen genötigt, seine Stellungnahme ausschließlich auf das geistige und religiöse Gebiet zu beschränken.

Diese Haltung läuft also darauf hinaus, an eine Niederringung des Bolschewismus die größten Hoffnungen für eine Ausbreitung des Katholizismus zu knüpfen — sich aber gleichzeitig auch von dem geistigen Ringen fernzuhalten. Die Kirche wird diese Abstinenz als zwangsläufige historische Notwendigkeit empfinden, ihre Gegner aber sagen: wer den Acker nicht bestellen zu dürfen glaubt, wird auch keine Ernte erwarten können.

KARL HAUSHOFER

Eindeutige Standpunkte auf geopolitischem Boden

1. Heinrich Frick: „Deutschland innerhalb der religiösen Weltlage“. Berlin 1941, Alfred Töpelmann. 276 S., 10 Karten im Text. Gbd. RM. 6. II. veränderte Aufl.

2. „Reich und Reichsfeinde.“ Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1941. Bd. I und II. 216 und 252 S. Gbd. RM. 17.

3. Ernst Kriek: „Der Mensch in der Geschichte“. Frankfurt a. M.-Leipzig 1940, Armanen-Verlag. 362 S. 8°. Gbd. RM. 9; br. RM. 7,80.

Wir stellen in dieser Sammelbetrachtung Heinrich Fricks gewaltigen Umriss Deutschlands innerhalb der religiösen Weltlage voran, weil wir darin — ganz abgesehen von seinem unmittelbaren religionspolitischen und weltanschaulichen Wert — eine der gehaltvollsten, wirksamsten und zukunftsträchtigsten Weiterstrahlungen geopolitischer Betrachtungsweise auf einer höheren Ebene sehen, die uns seit langem unter die Hände gekommen ist. Diesem geistigen Reichserbauer zum mindesten hat, wie allein seine religionsgeopolitischen Karten ausweisen, die Geopolitik so gedient, wie wir uns ihre Aufgabe bei anderen Wissensgebieten als Ideal vorstellen. Bei solcher Auswertung besteht keine Gefahr, daß Wissenschaft oder Staatskunst (zu deren feinsten Werkzeugen die von Frick gezeigte Anwen-

dung religionsgeopolitischer Schau auf die Behauptung von Staatskörper und Volksseele in hochgespannten Weltlagen gehört) solcher geopolitischer Hilfen entraten können, wie sie Frick aus seiner Fortentwicklung religiöser Dynamik aus den Ideen von Mackinder und seinem Zerrungsgürtel bezieht. An dieser Stelle ist es möglich, sich mit dem mächtigen Gedankengebäude, den weltweiten Vergleichen auseinanderzusetzen (worunter namentlich die mit Japan ebenso richtig wie schlüssig sind), oder mit der Art, wie Gedanken von Oberhammer und Wüst überwölbt werden. Was uns obliegt, ist, den Lesern der Geopolitik den ganz ungewöhnlichen Reiz des außerordentlichen Buches nahezubringen und sie zu versichern, daß diese Art, von klaren geopolitischen Grundvorstellungen aus die schwierigsten Probleme der Kulturpolitik zu meistern, schlechtweg vorbildlich ist; daß sie sich Zeit nehmen sollen, sich in Fricks Gedankenbau zu vertiefen, sich sachte durch seine Karten führen lassen, und so wenigstens einen Teil des Edelmetalls zu gewinnen, das er bietet.

„Reich und Reichsfeinde“ hat in harter Klärung seines Standpunkts Walter Frank die zwei inhaltsschweren Bände I und II der Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands benannt. Dieser Standpunkt geht für den, der von

geopolitischem Denken herkommt, am klarsten aus Walter Franks eigenem Beitrag: „Die deutschen Geisteswissenschaften im Kriege“, etwa auf S. 49 hervor, zumal wir uns bewußt sind, mit der Geopolitik schon vor dem ersten Weltkrieg, Hand in Hand mit Rudolf Kjelléns geopolitischer Forderung, „aus dem Käfig der Fachlichkeit in die Totalität durchgebrochen“ zu sein und in „Dai Nihon“ dafür Zeugnis abgelegt haben. Es weht uns mächtig an aus Christof Stedings: „Kulturgeschichte und politische Geschichte“, namentlich in seiner stolzen Fehde um die S. 75–77. — Darum haben wir selbst eine Deutsche Kulturpolitik im Indopazifischen Raum, dem Kraftfeld unsrer größten geistigen Selbstverschwendung, geschrieben, und keine Kulturgeschichte! Der Geopolitiker begrüßt mit Freude die Aufsätze über das „Doppelte Gesicht der Demokratie“, über „Fichte“, Festers „Kleine Bausteine zum Kriegsdienst der Wissenschaft“, und denkt dabei der Bausteine, die Geopolitik zum „Lebensraumbegriff“ eines wirklich eigenständigen Reiches, zum Bau des Dreiecks Berlin—Rom—Tokio beitrug.

Im II. Band wird er tiefe Eindrücke gerade von dem Gegensatz des „Reiches als europäische Ordnungsmacht“ und der Unmöglichkeit gewinnen, die für das zweite Reich für eine solche Aufgabe in einem „Inneren England“ vorhanden war, das seine Schlagkraft lähmte, und mit aus den „Wurzeln des Englischen Erwählungsglaubens“ erklärbar ist. Gerade diese beiden Aufsätze sind wohl mit klugem Bedacht als Kern des zweiten Bandes nebeneinander gestellt worden! Unantastbaren Zahlenstoff fügte dann Friedrich Burgdörfers „Bevölkerungsentwicklung in Deutschland, Frankreich und England“ hinzu. Eine letzte Krönung bildete Günter Herke mit dem „Gesamtdeutschen Volks- und Reichsbewußtsein in der Schweiz von 1848 bis zur Reichsgründung“, dessen führenden Persönlichkeiten der Referent zum Teil mit Familienfreundschaften durch vier Geschlechtsfolgen so nahestand, um die ganze Tragik mancher Fehlentwicklung und Fehlleitung überschauen zu können (vgl. auch Bd. I, S. 48, Ulrich Wille über das „verblaßte Manneswesen“, über das er auch mit dem Referenten oft gesprochen hat). Diese Proben mögen dem Geopolitiker zeigen, welche Fundgrube für ihn diese beiden Bände sind.

Dem jüngsten Bekenntnisbuch von Ernst Kriek: „Der Mensch in der Geschichte“, steht der geopolitisch geschulte Leser von vornherein mit der Sicherheit des Wissens um die Unscheidbarkeit von Natur und Geschichte in der Wirklichkeit zeitgemäßer politischer Wissenschaft gegenüber. Er begreift den Versuch, Scheidungen einer vergangenen Zeit festzuhalten, so wenig, wie etwa ein Traktor in einem gewaltigen Umbruch großräumiger Wirtschaft Feldraine achten könnte, deren Grenzen für Hackbau gezogen worden sind.

Darum wird er wertvolle Erkenntnisserweiterung gewinnen, wenn er einfach beim aufmerksamen Lesen der vielen Seiten die eigene geopolitische Erfahrung hinzuschaltet oder, wie etwa auf den Seiten 150 und 151, über „die gemeinschaftsbildende Kraft des Lebensraums“ und ihren Werdegang bestätigt findet, oder auf S. 166 bei der Schilderung, wie sich „im Volk Natur und Geschichte zur Vollgestalt der Wirklichkeit durchdringen“.

Es würde wohl der Mühe lohnen, aus den Werken von Kriek eine gesonderte geopolitische Aphorismensammlung reizvoller Prägnanzen herauszuziehen! Solche finden sich auf S. 171 unten über die Lebenswirklichkeit des Volks, auf S. 194 über den „Drang ins Weite, der nicht das Gegengewicht der Formkraft hat und den Germanen zum Weltwanderer macht“.

Manchmal setzen wir Fragezeichen, so auf S. 202 und 203; denn gewiß entscheidet geographische Lage an sich so wenig über Aufstieg oder Verfall wie der viel weniger belangreiche Besitz an Gold und Gut. Aber Lagengunst erleichtert politisch veranlagten Rassen das Überwinden toter Punkte in ihrer Geschichte; und vieles gewinnt, wer den Beispielen von Kriek die zweieinhalb Jahrtausende japanischer Reichserfahrung, Lagengunst und Gaukraft hinzufügt. Eindrucksvoll ist (S. 208) die Schilderung der verpaßten Gelegenheiten und Versäumnisse, auf S. 216 die „Kultur“-Kritik als verkappter Imperialismus; auf S. 291 (unten) der Rückzieher der Kirchenpolitik vor der Stärke ostasiatischen Ahnenglaubens; auf S. 352 die dem Geopolitiker so vertraute Wechselwirkung von Natur und Geschichte, die Wort für Wort gewogen werden sollte, und eine Krönung des Dankes für fruchtbare Anregung hervorrufen muß.

(Fortsetzung in Heft 11.)

BERLINER MONATSHEFTE

Aus dem Inhalt der letzten Nummern:

Staatssekretär a. D.
Richard von Kühlmann

Die Beziehungen bolschewistischer
Kreise zu amerikanischen
Intellektuellen

Botschafter z. V. Ulrich von Hassell
Die Neuordnung im Südostraum

Professor Mihai A. Antonescu
Marschall Antonescu

Gesandter a. D. Francesco Tommasini
Erinnerungen an Wien (1900–1912)

Dr. Walter Donat
Fürst Ito

Gesandter a. D. Dr. Franz Olshausen
Warum Uruguay?
Eine geschichtliche Reminiszenz

Gesandter z. V. Graf Erhard Wedel
Mussolinis Deutsche Studien

Preis: Vierteljährlich RM 2.50
Einzelheft RM 1.—
Probeheft kostenlos

QUADERVERLAG
AUGUST BACH
BERLIN W 15

„Wir und die Welt“ bringt in Heft 9:

Franz Woertz:

Das äußere und das innere Kampffeld

Baron Julius Evola:

Arisch-römische Entscheidung

Franz von Caucig:

Griechenland vor neuen Aufgaben

Tschira-Buchholz:

Das Portugiesische Dreieck
Mit Bildern des Verfassers

Rudolf Krohne:

Imperialistische Ansteckungsgefahr?

A. E. Johann:

Kultur auf amerikanisch

Dr. Friedrich Schulze-Maizier:

Geistesschicksal und Lebensraum

O. E. H. Becker:

Die Geburt Europas

Dr. Peter Quante:

Arbeitseinsatz und Rohstoffe

W. v. S.:

Mignon. Ein Essay

Bücher aus aller Welt

Einzeln RM 1.50, Vierteljahr RM 4.—

KURT VOWINCKEL VERLAG
HEIDELBERG - BERLIN - MAGDEBURG



die neue linie

bringt in ihrem Oktober-Heft:

Die Wiedergeburt der Allegorie Im Haus der Deutschen Kunst

Ferner:

Sieger zur See — Bildnis des Paracelsus — Künstler und
Industrie (farbige Entwürfe) — Portugals Hauptstadt

Preis RM 1. — / Verlag Otto Beyer / Leipzig-Berlin

VOLK / PARTEI / REICH

Heft 2 der Schriftenreihe „Rechtspflege und Verwaltung“

Von **DR. CARL JOHANNY**

Regierungsrat im Reichsministerium des Innern

und **DR. OSKAR REDELBERGER**

Assessor beim Regierungspräsidenten in München,
vormals Fakultätsassistent an der Universität Berlin

Die Neuerscheinung will dem Rechtswahrer und darüber hinaus jedem Volksgenossen die Entwicklung des Reiches und seine Grundlagen vor Augen führen, wie sie sich seit der Machtergreifung tatsächlich und rechtlich herausgebildet haben. Die Schrift stellt einen aktuellen Verfassungsgrundriß dar, der alles Wesentliche über das Reich und seine Grundlagen in knapper und allgemeinverständlicher Form bringt.

287 Seiten. Kartonierte RM 4.80



Zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag

DEUTSCHER RECHTSVERLAG G.M.B.H.
BERLIN W 35 / LEIPZIG C 1 / WIEN 1

SCHRIFTEN ZUR WEHRGEOPOLITIK

BAND 3

GUSTAV FOCHLER-HAUKE: „DIE MANDSCHUREI“ EINE GEOGRAPHISCH-GEOPOLITISCHE LANDESKUNDE

*Etwa 450 Seiten, mit 16 Karten und Skizzen und 84 Abbildungen des Verfassers.
Preis RM 25.—*

Erstaunlicherweise gab es bisher in keiner Sprache eine wirklich umfassende und nach modernen Gesichtspunkten gestaltete wissenschaftliche Landeskunde über den ostasiatischen Großraum. Mit ihrer Herausgabe hat Dr. Fochler-Hauke eine wesentliche Lücke im geographisch-geopolitischen Schrifttum geschlossen. Durch die eingeschlagene politische Richtung des neugebildeten Staates, der in Anlehnung an Japan entstand und aufs engste mit dem Inselreich zusammenarbeitet, ist die Mandschurei in den Brennpunkt weltpolitischer Ereignisse getreten. Sie ist als Schlüsselpunkt für die machtpolitische Zukunftsgestaltung des gesamten Ostasienraumes heute eines der großen und zukunfts wichtigen Staatgebilde der Erde. Die Grundfragen von Raum und Volkstum, der Kampf der einzelnen Völker- und Volksgruppen um neue Siedlungsräume, die Gestaltung der Land- und Kulturformen, die politischen Kernfragen sind auf Grund eingehender Reisen und unter Auswertung des gesamten Schrifttums erschöpfend dargestellt in der demnächst erscheinenden Landeskunde, die dadurch internationalen Rang erhält.

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG - BERLIN - MAGDEBURG

Der Name **PERI** verpflichtet

PERI-Rasiercreme und -Klingen

PERI-Balsam (Rasierwasser)

PERI-Fixateur (Haarpflegemittel)

PERI-Hamamelis-Hautcreme

PERI-Eucalyptus-Zahncreme

Dr. Korthaus

Dr. Korthaus • Frankfurt a. M.

Ein neues Buch

von

Rafimir Edschmid

ITALIEN

Hirten, Helden
und Jahrtausende

554 Seiten, 48 Bildseiten

Gebunden RM 10.—

Rafimir Edschmids neues
Italien-Buch überragt seine
Vorgänger an Umfang und
fast möchte man sagen auch an
Kraft und Fülle des Inhalts.
In seinen Schilderungen wird
Italiens reiche Geschichte leb-
bendig, eine Geschichte der
Jahrtausende, auf dem Hinter-
grund der herrlichen italia-
nischen Landschaft.

SOCIETÄTS-VERLAG
FRANKFURT AM MAIN



Dr. Hans Pflug

Donau und Donauraum

Lebensader und Kraftfeld
Südosteuropas

Aus dem Inhalt:

Südosteuropa
im deutschen Blickfeld

Stromcharakter u. Lauf der Donau

Begrenzung und Natur
des Donaumaues

Aus der Geschichte des
Donaumaues

Völker und Staaten seit dem
Weltkrieg

Wirtschaftsaufbau
und Wirtschaftsbeziehungen
im Donauraum

Die Donau als Schiffahrtsweg
Deutschtum u. deutsche Leistung
im Donauraum

47 Seiten mit ausführlicher Karte
über das Einzugsgebiet der Donau

Preis RM 1.50 kart.

Kurt Vowinckel Verlag
Heidelberg — Berlin — Magdeburg